

# hEft

#20 · april 2010

..... für literatur, stadt und alltag .....



..... zeit für übergangsjacken



## hEft in die Hand

### Offene Redaktion

- » am 28. April
- » um 19:30 Uhr
- » im Weinstein Le Bar

### Offenes Büro

- » immer mittwochs 17 bis 19 Uhr
- » neues Büro ab April
- » siehe [www.heft-online.de](http://www.heft-online.de)



*Jetzt auch in Erfurt. Sei dabei!*

Info & Anmeldung:  
[www.myspace.com/musiquerfurt](http://www.myspace.com/musiquerfurt)

## » Impressum

hEft für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 20 (6. Jg.), April 2010 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: [redaktion@heft-online.de](mailto:redaktion@heft-online.de), Netz: [www.heft-online.de](http://www.heft-online.de) » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.) » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Ralf Rudolfy, Johannes Smettan » Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, [www.winklerin.de](http://www.winklerin.de) » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, [www.gutenberg-weimar.de](http://www.gutenberg-weimar.de)

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 5, 15 und 28 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 28. Juni 2010; Redaktions- und Anzeigenschluß: 24. Mai 2010.

hEft wird gefördert durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Liebe Leserin, lieber Leser,

ob es in diesem Jahr überhaupt eine Zeit für Übergangsjacken geben wird, ist ungewiß. Vielleicht im August. Aus diesem Grund haben wir uns kurz vor Drucklegung entschlossen, dieser Ausgabe das vorbereitete Schnittmuster für eine hübsche 80er-Jahre-Übergangsjacke doch nicht beizulegen. Stattdessen wenden wir uns weitaus interessanteren Dingen zu. Ab dieser Ausgabe beschäftigen wir uns in der Rubrik »Aus der Provinz« mit thüringer Städten und Regionen, die weniger im Fokus der öffentlichen Wahrnehmung in Sachen Kultur stehen. Wir starten unsere Rundreise hinter den Bergen, in der idyllisch gelegenen Metropole Suhl. Daß die Stadt mehr zu bieten hat, als Herbert-Roth-Gedächtnisabende, Waffensammlungen und Wintersportevents, erzählte uns Stadtrat und »Provinzschrei«-Macher Hendik Neukirchner.

Reisen ganz anderer Art unternimmt der Erfurter Verein Voloamos juntos, indem er lokale Bildungsprojekte in den Bergen Guatemalas unterstützt – unter anderem über die Entsendung von Freiwilligen. Hintergründe erläuterte uns die Vereinsgründerin Kathrin Dommel. Einen visuellen Eindruck des Lebens und Alltags in dem mittelamerikanischen Land gibt unsere Fotostrecke. Ergänzt werden die Fotos durch Kommentare von Erfurter Grundschulern.

Schließlich richten wir unseren Blick nach Osten, nach Georgien. Zunächst gewährt uns die Übersetzerin Maka Blank Einblicke in die Literaturszene des vorderasiatischen Landes. Und wir sind froh, im Literaturteil einen von ihr übersetzten Text von David Turashvili, einem renommierten Autor des Landes, veröffentlichen zu können.

Vergessen wollen wir natürlich auch nicht, daß das hEFt mit dieser 20. Ausgabe sein fünfjähriges Bestehen feiert. Gratulationen und Geschenke sind sehr willkommen.

Zudem heißt es im Frühsommer in Erfurt erstmals: Textil-Festival der jungen Literatur in Thüringen. Haltet die Augen und Ohren offen.

Wir wünschen einen gescheiten Frühling!

Die Redaktion

Anzeige

### Erfolg ist eine Frage von Qualität



Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar  
Telefon 0 36 43/41 68-0 | Telefax 0 36 43/41 68-22  
info@gutenberg-weimar.de | www.gutenberg-weimar.de

### stadt & alltag

- 04 zwischen den hEFten.
- 05 schöne aussicht.
- 06 wozu lernen in erfurt.
- 08 kreativtage weimar.
- 09 utopia now.
- 10 galli und (k)ein ende.
- 12 kulturkonzept – war da nicht was?
- 13 volamos juntos.
- 14 david+goliath.
- 15 fünf fragen an: christian reichart.
- 16 interview catalin florescu.
- 18 rezensionen.
- 19 literatur in georgien.
- 20 redaktion empfiehlt.
- 22 fragmente aus der abseitsfalle.
- 23 aus der provinz: suhl.
- 26 ernst abbe.
- 28 ventil e.v.
- 29 onkologie der ökonomie.
- 31 homo homoni lupus.
- 32 sexualität und kapitalismus.
  
- 34 fotostrecke.

### literatur zeit für übergangsjacken

- 38 agro-öko-consulting.
- 40 44:43.
- 44 ein stück abchasien.
- 48 der geburtstag.
- 50 meister.
- 52 ein augenblick mit stalin.
- 53 zieh dich warm an ...
  
- 55 autor/innenverzeichnis.

# zwischen den hEFten:

## 29. Dezember: hEFt-reliet »Du & Ich im Morgenrot« in der ehemaligen Ringbar.

Legendärer Ort. Volle Hütte. Wunderbare Autorinnen und Autoren. Die lasen vom wohl längsten Tresen der Stadt aus und auch das permanente Quietschen der Eingangstür, wenn Gäste die Bar betraten, brachte sie nicht aus der Fassung. Wohl aber einen uns bekannten Kulturaktivisten der Stadt. Der verließ während der Lesung kurzerhand die Bar, um nach einigen Augenblicken mit einem Olivenöleimer samt Pinsel zurückzukehren und das lästige Quietschen mit einigen gezielt gesetzten Pinselstrichen zu beenden. Spontanapplaus blieb leider aus, aber sichtliche Erleichterung machte sich im Publikum breit. Wir danken dem freiwillig Engagierten – und Joey's Pizza von nebenan.

## 23. Januar: Fonds Soziokultur fördert Textil-Festival.

Das im Juni stattfindende Festival der jungen Literatur in Thüringen, »Textil«, wurde als eines von drei Modellvorhaben in Thüringen vom Fonds Soziokultur zur Förderung vorgeschlagen. Neben dem viertägigen Festival werden vorgelagerte Workshops stattfinden, in denen Texte mit anderen Medien kombiniert werden. So gibt es Poetry-Clip-, Performance-, Parolenworkshops u. a. Das Festival wird vom Kulturrausch e. V./hEFt in enger Kooperation mit Radio F.R.E.I. ausgerichtet.

## 3. Februar: Offene Redaktion.

Gut besucht war die Offene Redaktion für die April-Ausgabe. Etwa 15 Menschen versammelten sich in der Le Bar um den Redaktionstisch und diskutierten munter über Satire, Fotografien, das Galli-Theater oder georgische Literatur. Und was herausgekommen ist, kann im aktuellen hEFt nachgelesen werden.

## 25. März: hEFt zwitschert.

Ja, ja, auch so ein »konservatives« Medium wie eine Zeitschrift muß mit der Zeit gehen. Ab sofort könnt ihr unter [twitter.com/heft\\_online](https://twitter.com/heft_online) dem hEFt-Vögelchen folgen, und wir trällern euch Neuigkeiten und Interessantes rund um das Projekt, Veranstaltungen und die Erfurter und Thüringer Kulturpolitik in die Ohren.

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.\* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

Bitte freimachen.

AN

hEFt für literatur, stadt und alltag  
Krämerbrücke 25  
99084 Erfurt

\* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

# schöne aussicht:

## TLZ wird eingestellt

Erfurt, 17. März 2011. Nach einer kurzen Pressemitteilung der thüringer Zeitungsgruppe ist nun offiziell, was die Spatzen schon seit Wochen von den Dächern gepiffen hatten: die Thüringische Landeszeitung (TLZ) stellt ihr Erscheinen zum 1. Juli dieses Jahres ein. Ein Teil der TLZ-Mitarbeiter soll zunächst in »anderen Arbeitsfeldern« der Zeitungsgruppe weiterbeschäftigt werden. Um wieviele Mitarbeiter und welche Arbeitsfelder es sich dabei handelt, ist bislang nicht bekannt.

Damit endet nach 66 Jahren die Geschichte der letzten, mit einer Vollredaktion arbeitende Tageszeitung aus DDR-Zeiten, die nicht aus einem SED-Organ hervorgegangen

ist. Über die Hintergründe des plötzlichen Endes kann nur spekuliert werden.

Offiziell wird als Hauptgrund die seit Jahren sinkende Auflage angeführt. Insider gehen jedoch von einer geplanten Abwicklung aus. Denn mit der schrittweisen Ausdünnung der Redaktion und der Ersetzung vieler festangestellter durch freie Mitarbeiter im Verlauf des letzten Jahres war schon eine Tendenz sichtbar, die im Februar ihren vorläufigen Höhepunkt erreichte. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion wurde ein Großteil der TLZ-Redakteure vom 7. bis 12. Februar beurlaubt. Die Redaktion der Thüringer Allgemeinen erledigten derweil deren Job mit und beide

Zeitungen erschienen eine Woche lang mit exakt denselben Artikeln. Da die Leserinnen und Leser seit Jahren gewohnt sind, aufgrund der ähnlichen inhaltlichen Ausrichtung nur eine der beiden Zeitungen zu lesen, fiel der Coup zunächst gar nicht auf. Erst mit dem Bekanntwerden der jetzigen Entscheidung wurde die Aktion von einigen Mitarbeitern der Presse zugespielt.

Für die Verantwortlichen jedoch war diese Aktion ein voller Erfolg. Die TLZ wurde temporär überflüssig gemacht, und so erscheint die jetzige Einstellung der Zeitung nur konsequent. Eine offizielle Stellungnahme gab es dazu bisher nicht. (tp)

## Nur Blech!

Erfurt, 22. März 2011. Was von vielen bereits vermutet wurde, konnte nun von der hEFt-Redaktion aufgedeckt werden. Beim ehemaligen Ministerpräsidenten des Freistaates Thüringen, Dieter Althaus, handelt es sich um eine künstliche Lebensform. Gegenüber hEFt bestätigt hat dies die Klinik, in der Althaus nach seinem Skiunfall Anfang 2009 »behandelt« wurde. Wie die österreichischen Mediziner zu ihrer Überraschung feststellten, wurden bei Althaus mehrere Baugruppen der V2 verbaut. Das Aggregat A 4, so die korrekte Typenbezeichnung der sogenannten »Vergeltungswaffe 2«, war die erste voll funktionsfähige Großrakete. Bestätigt hat das auch der letzte, noch lebende V2-Konstrukteur, der von

den Mediziner zu Rate gezogen wurde: »Wir hatten ja nichts.« Bei Althaus konnte die komplette Schubdüse, Teile der Lenkflossen und ein Gefechtskopf der V2 identifiziert werden. Letzterer allerdings ohne adäquate Steuerungselektronik.

Bei dem Skiunfall am Neujahrstag 2009 hatte Althaus erheblichen Blechschaden erlitten. Der ehemalige Ministerpräsident konnte jedoch nur notdürftig wieder zusammengeflickt werden (Lötzinn war gerade alle und außerdem sind die entsprechenden Ersatzteile heute nur noch schwer oder überhaupt nicht mehr zu bekommen). Einen direkten Zusammenhang zwischen dem Skiunfall bzw. Althaus' Fahrstil wollten weder die Mediziner noch der

V2-Konstrukteur bestätigen. Aber, zuweilen weiß der Volksmund bekanntlich mehr als tausend Experten und das geflügelte Wort: »Der geht ab wie eine V2!« kommt sicher nicht von ungefähr. Nach Althaus' deutlicher Wahlschlappe im Spätsommer letzten Jahres – er hatte selbst neben dem immer etwas bräsig wirkenden Matschie mehr als blaß ausgesehen – war seine Zukunft zunächst ungewiß. Der Vorschlag der Thüringer CDU, Althaus ins Technische Museum Berlin zu überstellen, wurde von der Museumsleitung wegen fehlender Relevanz abgelehnt. Althaus wird nun seit einiger Zeit (mehr oder weniger erfolgreich) als vollautomatischer Türöffner in der Industrie eingesetzt. (ap)

# wozu lernen in erfurt?

Vielleicht ist die Wissensgesellschaft wieder nur ein moderner Mythos, aber selten zuvor wurden Bildung und Lernen so stark thematisiert wie seit den 1990er Jahren. Dabei wird heute nicht mehr nur in den herkömmlichen Institutionen und mit den bekannten Methoden gelernt.

Neben den klassischen Einrichtungen ist zwangsfreies Lernen auch in Erfurt möglich. Ein Beispiel ist der LernPlatz in der Gotthardtstraße 21. Früher wurde hier gearbeitet und Handtaschen hergestellt, heute soll an dieser Stelle gelernt werden, vielleicht auch, um damit später wieder ein Arbeitsverhältnis zu finden. Der LernPlatz bietet Platz für selbstgesteuertes Lernen. Jede/r kann hier kostenfrei lernen, zum Beispiel, wie man ein Radioprogramm produziert. Medienkompetenz wird das genannt. Leben kann man davon aber nicht, außerdem arbeiten hier auch keine Massen mehr, wie noch zu Zeiten der industriellen Produktion. Die befindet sich in Erfurt, wenn überhaupt, dann vor den Toren der Stadt. Photovoltaik heißt das neue Zauberwort, welches sogar Menschen aus anderen Teilen Deutschlands an den Rand des Thüringer Beckens ziehen läßt. Die Tätigkeit dort verlangt selbst von einfachen Mitarbeitern ein hohes Verständnis von Naturwissenschaft und Technik, außerdem sind gute Englischkenntnisse erforderlich. Gut 20 Prozent der Thüringer Betriebe sind laut Angaben des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) Teil einer Wissenswirtschaft, mit steigender Tendenz. Für die Zukunft sollte man schlau sein.

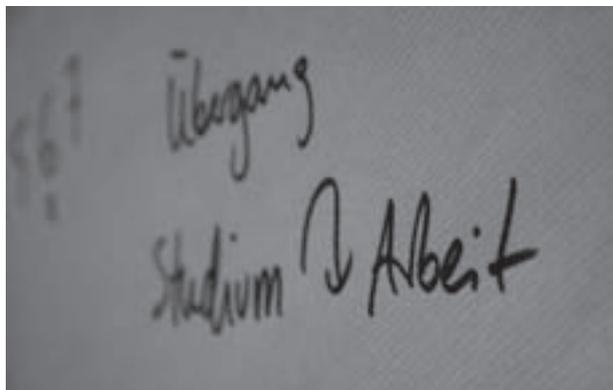
Lernen im Sinne von Bildung kann, wenn der »Erfolg« mit Abschlüssen und Zertifikaten belegt ist, durchaus helfen, die eigene wirtschaftliche Lage zu verbessern. Allerdings ist das eher ein Versprechen und keine Garantie, wie es besonders viele Hochschulabsolventen der Geistes- und Sozialwissenschaften erfahren dürfen. In Zeiten überschuldeter Kommunen und klammer Staatskassen finden diese immer weniger eine Bezah-

lung im Staatsdienst. Das gilt natürlich auch für Erfurt und Thüringen. Die Wissensgesellschaft hat wenig Geld.

Sich bilden und Lernen hat aber nicht nur instrumentellen Charakter, sondern soll auch ganz banale Bedürfnisse wie Neugier, Spaß oder, ganz pathetisch: Erkenntnisinteresse erfüllen. Das alles liegt jedoch nicht im Fokus der bildungspolitischen Debatte, die sich auf (frühkindliche) Bildung und (lebenslanges) Lernen konzentriert. Nein, es geht um Beschäftigungsfähigkeit. Hier kann Erfurt auftrumpfen: Es ist mit über 7.500 Azubis das Berufsausbildungszentrum zwischen Rennsteig und Harz. Gerade junge Menschen zieht es aus ganz Thüringen in die Stadt, um einen Beruf zu erlernen. Knapp zwei Drittel aller hier Berufstätigen verfügen über einen Berufsabschluß, während 11 Prozent ohne auskommen. Immerhin 17 Prozent arbeiten mit einem Hochschulabschluß. Dumm ist nur, daß man den vermeintlich erfolgreichen Übergang nach der Berufs- und Hochschulabschluß in das Erwerbsleben schwer steuern kann. Die Arbeitslosenquote liegt in Erfurt für alle Altersgruppen über dem Durchschnitt in Thüringen.

Arbeitslosigkeit und Hartz-IV-Bezug wirken sich demotivierend auch auf Lernprozesse aus. Soviel zu einem Fakt. Ja, eine Debatte zum Lernen ist immer auch eine Frage über die Arbeitswelt und die Besitzverhältnisse in dieser. Fest steht: Mangelndes ökonomisches Kapital schränkt den Erwerb von kulturellem Kapital ein. Die Statistik der Bundesagentur für Arbeit verzeichnet für Erfurt über 7.000 Personen von Null bis 14 Jahren, die in Bedarfsgemeinschaften leben, das heißt, ein Drittel dieser Altersgruppe und ihre Erziehungsberechtigten beziehen Hartz IV. Sie sind arm und werden es aller statistischen Wahrscheinlichkeit nach auch in den nächsten Jahren bleiben. Dann sind auch die günstigen Fremdsprachenkurse an der örtlichen Volkshochschule ein teures Unterfangen.

Mangelnder Erfolg in den Bildungsinstitutionen verschlechtert sicherlich die Aussichten auf den »sozialen Aufstieg«, aber solange die Ursachen von gesellschaftlicher Ungleichheit und Teilhabe nicht signifikant geändert werden können oder sollen, müssen Symptome bekämpft werden. Wenn dies der alleinige Kernpunkt beim Kampf um Chancengleichheit ist, dann führt dies in die Irre. Vorreiter der Bildungskämpfer war New Labour unter Tony



Blair, die 1997 mit »education, education, education« in den Wahlkampf zog und Hoffnung auf mehr gesellschaftliche Teilhabegerechtigkeit in Großbritannien weckte. Am Ende vom Lied ist jede/r doch wieder nur selbst für die eigene Lage verantwortlich. Darum wundert es wenig, wenn in Großbritannien Fordern und Fördern zum Leitspruch beim Umgang mit Arbeitslosen wurde. Auch die deutschen Arbeitsmarktreformen griffen diese Ideen auf. Dabei gehören Lernprozesse zu den Strategien, um die soziale Integration zu erreichen. Im schlimmsten Fall kann eine Weiterbildungsmaßnahme der ARGE sich zu einem Repressionsmittel entwickeln. Lerne oder du wirst gekürzt oder mußt gar Schnee schippen für Guido.

Da stellt sich die Frage, welche Vorstellungen die »Betroffenen«, also die Kinder und Jugendlichen, von Lernen haben und wie ist überhaupt die intellektuelle Atmosphäre in dieser Stadt – redet man über neue Bücher, debattiert man über Entwicklungen in der Nanotechnologie oder den ökologischen Umbau? Vielleicht in kleinen Zirkeln in versteckten Salons der Stadt oder im Max-Weber-Kolleg. Doch die Statistik über die Nutzung der kulturellen Infrastruktur läßt eher andere Schlüsse zu: dort ist ein Rückgang der Nutzerzahlen für die Bibliotheken in Erfurt verzeichnet. Vielleicht kaufen die Leute heute auch mehr Bücher oder hören sie jetzt einfach Podcasts mit ihren Ohrstöpseln. Das läßt sich schwer ermitteln, doch deutschlandweit wird die Stimmung eher dominiert von einem Verhalten, welches kaum anders beschrieben werden kann, als ein Hang zur selbstverschuldeten Verdummung. Es wäre zumindest interessant, herauszufinden, wie viel Zeit die Menschen bei twitter, facebook, StudiVZ und ähnlichen Portalen verbringen. Informelles Lernen stellt dort im besten Fall das Austesten niedrigschwelliger Kommunikationsfähigkeiten dar. Ganz zu schweigen von solch bildungsintensiven Programmen wie »Deutschland sucht den Superstar«. Das wäre eine spannende und bestimmt auch lustige Aufgabe für ein Bildungsmonitoring in Erfurt. Selbstverständlich wird auch die Zeitverwendung in Deutschland statistisch erfaßt, doch sind die aktuellsten Daten hierzu fast zehn Jahre alt. In Thüringen wird jedoch nicht nur gegruschelt und getwittert (wer macht das überhaupt), sondern auch gearbeitet. Doch ist das dabei erzielte Entgelt in keinem anderen Bundesland im Durchschnitt so niedrig wie hier. Der Bruttodurchschnittslohn erreichte, nach Angaben des IAB, im Jahr 2008 gerade einmal 72 Prozent des Westniveaus. Was sicher auch daran liegt, daß in Thüringen zwar die Bedeutung der hochqualifizierten Wissensar-

beit zugenommen hat, allerdings die der oft schlechter bezahlten einfachen Handarbeiten relativ stabil bleibt. Aber keine Angst, davon ist Erfurt als Verwaltungs- und Bildungszentrum nur partiell betroffen. Außerdem kommen trotzdem noch Leute in die Stadt: Immer mehr Studierende zieht es an die FH und die Uni. Ihre Zahl ist in den vergangenen fünf Jahren um ein gutes Drittel gestiegen. Fast 10.000 werden davon jetzt in der Stadt gezählt. Leider stagnierte die Zahl der Lehrkräfte. Doch auch die bringen einen Hauch von Wissenschaft in die Stadt. Zusammen mit der Solarbranche, dem Kinderkanal und dem Bundesarbeitsgericht möchte man fast an Aufbruch denken. Erfurt hat dafür eine sehr gute Infrastruktur, die von der Kindertagesstätte bis zum Studium fast alles bereithält. Allerdings sollte man nicht Naturwissenschaften oder Medizin studieren wollen. Die hiesige Universität ist weder mit diesen wichtigen Fakultäten ausgestattet noch die älteste in Deutschland.

Das Individuum kann, sofern die Mittel vorhanden sind, sich jederzeit die besten Lern- und Bildungsmöglichkeiten suchen. Die lokale Struktur der Bildungseinrichtungen ist ein wichtiges Entscheidungskriterium für die Wohnortwahl. Stadtentwicklung heißt daher heute, im besonderen Maße in Bildung zu investieren. Die gegenwärtigen Schüler in den oberen Klassen, wie gebildet auch immer, müssen sich, wenn sie in Erfurt arbeiten wollen, wenig Sorgen machen. Die Gruppe der 15–18jährigen stellten 2008 nach Angaben des Statistischen Landesamtes nicht einmal mehr zwei Prozent der Bevölkerung in Erfurt dar. Kurzfristig werden die wenigen Betriebe in der Stadt Auszubildende und Beschäftigte sogar von außerhalb suchen müssen. In der Wissenswirtschaft können sogar schon heute laut IAB ein Drittel der Stellen nicht mit den passenden Bewerbern besetzt werden, und die Betriebe müssen Auszubildende und Beschäftigte verstärkt außerhalb suchen. Doch keine Angst, die Zahl der Kinder hat seit Ende der 1990er Jahre wieder deutlich zugenommen. Auf sie warten genügend Schulen und vielleicht auch alternative Lernorte wie der LernPlatz. Vielleicht kann man auch vor Ort »etwas reißen«, wenn sie danach in ein oder zwei Dekaden als junge Erwachsene doch nur Aussicht auf eine bescheidene Bezahlung und Karriere haben sollten, lockt immer noch das Ausland. Schließlich wurden die Fremdsprachenkenntnisse nicht umsonst erlernt. Im Abschied liegt die Hoffnung. Zumindest dafür lohnt sich das Lernen.

René Lenz



# kreativtage in weimar.

Nach dem ersten Thüringer und dem bundesweit letzten Kulturwirtschaftsbericht, nach Wahlversprechen und zahlreichen Diskussionsrunden zwischen Politikern und Kreativen ist es Zeit, Licht und Lupe auf ein aktuelles Projekt zur Unterstützung von Kunst- und Kulturschaffenden in der Region zu richten – die Kreativtage am Weimarer Goetheplatz

Die Produktdesigner von Rugwind sind die Neuen und beziehen den größten Arbeitsraum mit 30 m<sup>2</sup>. Sie wollen »im Netzwerk bleiben«, so Diplomdesignerin Henriette Gruber beim Malern. Gemeinsam mit ihren beiden Partnern entwickelt sie nachhaltiges Design. Dabei reicht die Palette von der Gestaltung von Stadtmöbeln über Ausstellungskonzepte, die über den Klimawandel aufklären, bis hin zu einem Softwarekonzept zur Bestimmung von Pflanzen auf dem Handy für Naturliebhaber und Stadtnomaden. Ihre Losung »Mitmenschlich, nachhaltig und erfinderisch!« paßt ebenso gut zu ihrem neuen Firmensitz.

Der kreative Ballungsraum bietet Unternehmen, Künstlern, Architekten, Filmschaffenden, Illustratoren, Verlagen, Grafik- und Produktdesignern kostengünstige Bürostandorte mitten im Zentrum Weimars. Und hierfür herrscht in Weimar dringender Bedarf!

In der Kreativtage wird der Netzwerkgedanke groß geschrieben. Die meisten Mieter kennen sich ohnehin über drei Ecken und haben nicht selten bereits gemeinsame Projekte realisiert. Daß nun die Existenzgründer für ihr Unternehmen die passenden Arbeitsräume und für die kreative Klasse Weimars einen Ort gefunden hat, geht auf die Initiative des e-werk weimar e. V. zurück. Vereinsmitglied und Kulturarbeiterin Kat-

ja Schäfer wollte im vergangenen Bauhausjahr an Ort und Stelle ein Künstlerwohn- und Atelierprojekt starten, das einerseits Gäste während ihres Aufenthalts in der Kulturhauptstadt beherbergt und andererseits den Weimarer Kreativen Arbeitsraum bietet. Allerdings gab die Bauordnungsbehörde das Gebäude nur zu Arbeits- und nicht zu Wohnzwecken frei. Katja Schäfer entwickelte daraufhin das Konzept der Kreativtage. Diese Pläne stießen bei Till Hafner, Referent des Weimarer OB Stefan Wolf, auf offene Ohren. Schließlich gehört das Gebäude der Stadt und Hafner ist für Wirtschaftsförderung zuständig. Er sieht in dem Projekt Möglichkeiten, Unternehmerinnen und Unternehmern, die häufig direkt aus der Bauhaus-Universität in den Beruf starten, optimale Wachstumsbedingungen für ihre Vorhaben zu schaffen und das kreative Netzwerk zu stärken.

Das war im Herbst 2008. Es folgte die betriebswirtschaftliche Prüfung seitens der Verwaltung, Überzeugungsarbeit im Stadtrat und die Netzwerkarbeit seitens des Vereins. Im Oktober 2009 schließlich zogen die ersten Mieter ein und seit März 2010 ist auch der dritte Wachstumsschritt der Kreativtage vollzogen und alle freien Räume im Gebäude sind vergeben. Der Diplommaler Christoph Schaffarzyk, selbst Nutzer der »Zwischennutzungsagentur«, ist ständig als Ansprechpartner vor Ort, um zwischen Kommunalverwaltung und Nutzern zu vermitteln. Daß es ein Kulturschaffender ist, der sich um die Belange der Mieter kümmert, ist Hafner dabei besonders wichtig. Denn niemand kennt die Belange der Mieter besser als jemand, dessen Atelier in kreativer Nachbarschaft zu Rugwind und den anderen 23 Unternehmen, Klein- und Kleinstunternehmen liegt.

Das Wichtigste zum Schluß: Miete 5,60 Euro/m<sup>2</sup> inkl. Nebenkosten und Internet; 16 Räume mit 10 bis 30 qm und eine Teeküche; Kündigungsfrist: 2 Wochen; Tag der Offenen Tür: am 16. April 2010, ab 13 Uhr.

Text und Bild: Maxi Kretzschmar

» Rugwind im Netz: [www.rugwind.de](http://www.rugwind.de)



Henriette und Karsten genießen ihre Pause auf dem Nachbarschaftsmöbel Beziehungskiste, das sich in einem Stromkasten verstecken läßt.

# utopia now 2010.

*In den 60er Jahren fragten wir unsere Eltern ungeduldig, wann Mond und Mars besiedelt werden und wann endlich das Geld abgeschafft wird. Wann kommt der Kommunismus? Die zögerlichen Antworten überschritten nach und nach die Jahrtausendwende. Die Gegenwart ist vorbei. »Die Kompostierung des blühenden Lebens« hat stattgefunden. Zeitzeugen sind die Zugezogenen. Die Verteidigung lief in die Irre. Nach zwanzig Jahren Untergang ist keine Versenkung abzusehen. Zwischen minus unendlich und plus unendlich gibt's nur Eins, nämlich ausgerechnet uns. (Bert Papenfuß)*

Das Jahr 2010 wurde noch vor 30 Jahren in utopischen Romanen, Comics und Filmen schillernd oder grau ausgemalt. Im Osten dominierten Landwirtschaften in den Ozeanen, Weltraumreisen, fliegende Autos – eine Welt ohne Hunger und Kriege. In den westlichen Science-Fiction-Werken ging es oft um die Welt nach einem Atomschlag, Angriffe der Aliens oder Kriege im Weltall.

Zwei Dekaden nach dem Ende des real existierenden Sozialismus' in Osteuropa befinden wir uns weiterhin in einer globalen Finanz- und Wirtschaftskrise. Die Auswirkungen tröpfeln langsam in jeden Haushalt. Ist der Kapitalismus in der Krise oder ist es eine Krise im Kapitalismus? Was kommt nach der Krise? Gibt es Ansätze, die uns hoffen lassen? Neue Zeiten für Utopien?

Vor 20 Jahren bestand keine Chance, um nach dem Zusammenbruch der DDR neue Gesellschaftsmodelle auszuprobieren. Nur Ansätze, wie etwa der Entwurf einer neuen Verfassung, wurden zumindest diskutiert. Aber auch ihr Anliegen blieb uneingelöst. Das kurze Jahr des Aufbruchs brachte erstaunliche Ideen hervor, die es wert sind, neu bedacht zu werden.

Utopien müssen überregional, länderübergreifend diskutiert und umgesetzt werden. Dabei geht es nicht um esoterische Spinnereien oder abgeschottete Landkommunen. Mit Utopien meinen wir Zukunft. Eine Zukunft der Open Source, der Demokratie der Multitude, von neuen Netzwerken. Eine lebenswerte, demokratische, gerechte Zukunft.

Vom 28. bis zum 30. Mai dieses Jahres findet in Erfurt eine Konferenz zum Thema Utopien statt. Organisiert wird sie, neben der Rosa-Luxemburg-Stiftung, vom Kunsthaus Erfurt, der Offenen Arbeit, dem Bildungskollektiv (Biko e.V.) – in Zusammenarbeit mit hEFT, Radio F.R.E.I., Klub 500, dem Jugendbüro RedRoXX.

Neben der allgemeinen Diskussion über die Notwendigkeit von Utopien oder dem Zweifel daran werden am Beispiel der Stadt Erfurt Entwicklungen thematisiert, die in dieser oder ähnlicher Form in allen mittelgroßen Städten anzutreffen sind: das Abwandern eines großen Teils der kreativen Jugendlichen unter den realen oder vermeintlichen Sparzwängen, eine weitere Ausdünnung

alternativer Projekte, ein teilweise völlig überzogenes Sicherheitsverständnis, die Vertreibung von mißliebigen Personen aus den Innenstädten und deren Zurichtung als Touristen- und Shoppingcenter usw. Deshalb ist es wichtig, die Verfaßtheit der Diskurse auf das vermeintlich »Machbare« aufzubrechen, den Handlungsbedarf für Akteure in der Stadt als umkämpften Raum hervorzuheben und somit Kontrapunkte zur heutigen Stadtentwicklung zu setzen.

Es wird Vorträge und Workshops geben zu den Themen: Rolle von Utopien in der Geschichte, Luxus für alle, right to the city, Urban Gardening, Kunst und Utopie; eine Zukunftswerkstatt – Stadt als öffentlicher Raum/Wem gehört die Stadt?

Vor, während und nach der Konferenz sollen vielfältige Aktionen stattfinden, wie Kunstlawine, Zeitungsprojekt, ein Tauschladen, Reclaim the Street, Straßentheater oder Urban Gardening.

Optimal wäre ab Mitte Mai eine spürbare Belebung in Erfurts Stadtraum mit dem, was bisher fehlte. Alle Ideen sollten in diesen Wochen geballt verwirklicht werden – als Test. Dann wird sich zeigen, was nie mehr verschwinden darf. Dabei kann das gleiche ganz anders aussehen, wie zum Beispiel ein Tauschladen. Was kann getauscht werden? Da fällt einem zuerst wohl ein: Anzielsachen, Bücher, Hausrat. Aber es könnten ja auch Ideen getauscht werden. Oder wie Ende der 80er Jahre in der Leipziger Galerie Eigen+Art. Dort schlossen sich die Mitglieder der Künstlergruppe »Autoperforations-artisten« ein, schliefen dort und produzierten Kunst. Einmal am Tag für eine Stunde wurde die Galerie geöffnet und Besucher brachten Essen und Getränke mit und tauschten sie gegen Kunst ein.

Oder es entstehen neue Initiativen zur Rückgewinnung der Stadt als öffentlicher, auch politischer Raum. Das Ziel ist die Beteiligung vieler Menschen am Prozeß der Gestaltung ihrer Stadt – politisch, ökologisch, künstlerisch ...

Dirk Teschner, Bernd Löffler

» **Kongreß Utopia Now, 28. – 30. 5., [www.klub500.de](http://www.klub500.de)**

# galli und (k)ein ende.

Das Erfurter »Galli-Theater« heißt jetzt »Theater in der Kapelle«. Wie es dazu kam, erklärte uns Heinrich Kus, der neue Leiter des Theaters. Damit löste sich das Theater als Franchise-Nehmer vom Freiburger Galli-Konzern und ist nun nicht mehr verpflichtet, ausschließlich Stücke von Johannes Galli auf die Bühne zu bringen und die Hälfte aller Einnahmen dem Unternehmen zuzuführen. Parallel dazu erreichten uns Stimmen von ehemaligen Mitarbeitern eines Galli-Theaters, die einen kleinen Einblick in das »System Galli« geben. Von Julia Reinard

Das Schöne am Internet ist, daß nichts verloren geht. Ebenfalls schön ist, daß alle früheren hEFte dort zu finden sind und man überall in der Welt lesen kann, was in diesem Erfurter Magazin geschrieben stand. Zusammen ergibt das: überraschende Resonanz. Für die Winterausgabe 2008 schrieb ich einen Artikel über das Galli-Theater – zwei Jahre später, einige Hundert Kilometer von Erfurt entfernt, lasen Menschen diesen Beitrag und wollten von ihren Erfahrungen berichten. Was sie erzählten, gebe ich hier wieder, die Namen sind von der Redaktion geändert, ihr aber bekannt.

»Das war eine Mischung aus Laienspiel und Therapiegruppe« – auf diese kurze Formel bringt Eva ihre Eindrücke. Dem »Laienspiel« ähnelte es ihrer Meinung nach, weil das Theater »grauslich organisiert« gewesen sei, Schauspieler kurzfristig absagten, die Leitung bei Planungen und Vorhaben kaum klare Anweisungen gegeben habe.

Die schlechte Organisation dieses Theaters ist vielleicht einmalig, die Theaterkonzeption ist es nicht. Das erste Galli-Theater wurde in Freiburg im Breisgau eröffnet, heute steht dort die Zentrale des Galli-Imperiums. Mittlerweile gibt es neun Theater dieses Namens und weitere fünf Gegenden, gibt die Internetseite an, in denen »mobile Theater« der Firma Galli unterwegs sind.

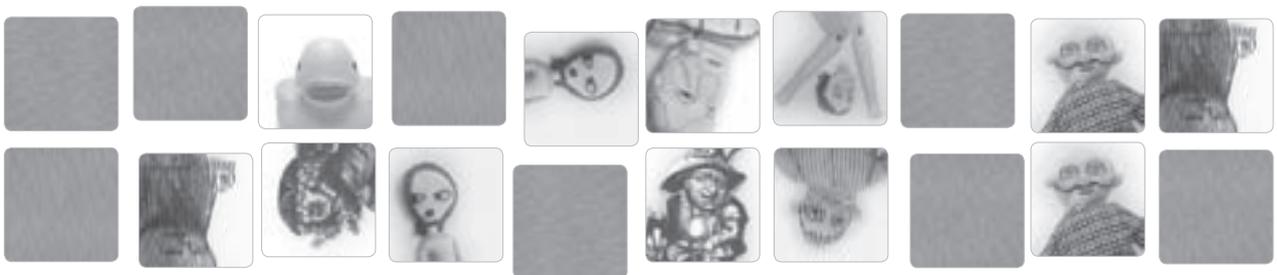
Wer ein Galli-Theater eröffnen will, wird Teil eines Franchise-Unternehmens. Genau wie andere Unternehmen dieser Ausrichtung muß überall die gleiche »Ware« angeboten werden – das sind in einem Theater die Stücke. Das gesamte Repertoire der Galli-Theater besteht aus Stücken, die der Gründer und Namensgeber Johannes Galli geschrieben hat. Es besteht ausschließlich aus die-

sen. Die Stücke werden über den Galli-Verlag bezogen, und natürlich zahlt man für jede Aufführung Gebühren an den Konzern. So gehen jedes Mal, wenn so ein Theater ein Galli-Stück spielt, 50 Prozent der Einnahmen an die Firma Galli. So berichtete es – nennen wir ihn – Adam.

Wenn er zurückblickt auf seine Zeit bei dieser Truppe, urteilt er: »Je länger ich da war, desto suspekter wurde mir das Theater.« Ihn störte zunehmend der »sektenartige Charakter«. Eva hatte etwas ganz ähnliches gesagt: »Die Leitung hat viel davon gesprochen, wie ihnen die Galli-Methode dabei helfe, ihre innere Energie zu leiten.« Tatsächlich steht auf der Internetseite der Firma, Johannes Galli zeige »mit seiner Methode des spontanen Spiels einen kreativen Weg, wie Konflikte aus allen Bereichen des menschlichen Lebens spielerisch zu lösen sind.« Die nach ihm benannte Methode, so steht es dort geschrieben, »weckt verborgene Talente«, »löst spielerisch Konflikte«, »bringt Erfolg und klare Vision« und noch einige Versprechungen mehr. All das soll ein eineinhalbtägiger Workshop leisten.

Und im Fall von Adam und Eva glaubten die Leiter des Theaters an diese Methode. Eva sagt, sie sei »völlig unstrittig«, ja, »Sinn und Zweck dieser Institution« gewesen.

Was die beiden erzählten, kam mir bekannt vor, ähnliche Gespräche hatte ich schon nach dem letzten Beitrag geführt und da war es um Erfurt gegangen. Das System ist im Osten nicht anders als in den westlichen Filialen, in München funktioniert es mit denselben Vorzeichen wie in Berlin, auch deswegen fand diese Rückmeldung ihren Weg zurück ins hEFt.



# ein phönix ohne asche.

Drei schwarze Rundbögen, darin drei Buchstaben wie in Schreibschrift: TiK, »Theater in der Kapelle«. In der Maria-Magdalenen-Kapelle spielt seit diesem Jahr ein neues Theater, das Galli-Theater, das diese Spielstätte zuvor genutzt hatte, gibt es nicht mehr. Auch wenn auf der Internetseite der Galli-Group steht, man sei auf der Suche nach einer neuen Spielstätte.

Verantwortlich für den Wechsel ist Heinrich Kus, künstlerischer Leiter der neuen Bühne. Im Sommer war er nach Erfurt gekommen, weil das damalige Galli-Theater einen neuen Verantwortlichen für seine Kindersparte suchte. Ein Job, der Kus interessierte: »Aber die Theaterwelt ist klein, ich war schnell informiert, daß das Galli-Theater nicht anerkannt ist und gerade in Erfurt einen besonders schlechten Ruf hatte.« Deswegen hätte er schon beim Bewerbungsgespräch gesagt, daß er langfristig eine Loslösung vom Galli-Theater bevorzugen würde. Damit rannte er offene Türen ein. Harry Zack und Isabell Renner, die das Galli-Theater leiteten, versuchten, sich schon seit einigen Monaten vom Franchise-System Galli abzukoppeln, allerdings hatten sie den Schritt, sich zu trennen, nicht vollzogen.

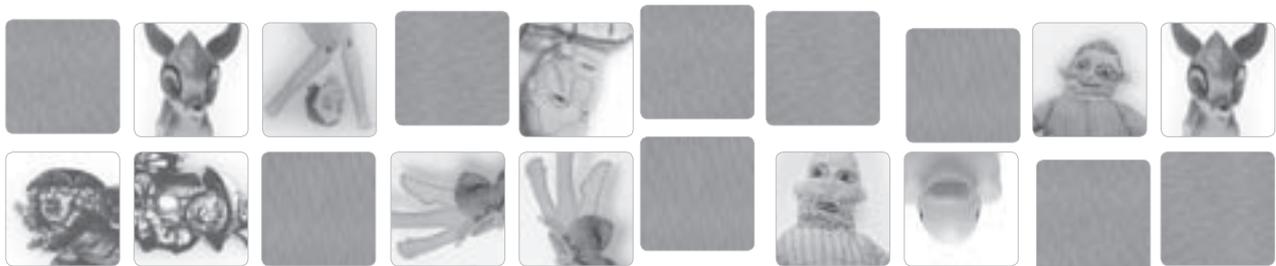
Mit Heinrich Kus gelang der Schritt. Einen Monat nach seiner Einstellung als Chef des Kindertheaters fragte Harry Zack ihn, ob er künstlerischer Leiter des gesamten Theaters werden wolle. Kus sagte zu. Mit dieser Entscheidung war klar, daß sich in der Maria-Magdalenen-Kapelle in der Kleinen Arche alles ändern würde, denn Kus wollte ein unabhängiges Theater schaffen, mit neuem Namen, neuem Design, Stücke verschiedener Autoren.

Harry Zack blieb Geschäftsführer, auch, weil der Mietvertrag mit der Stadt Erfurt über ihn läuft. Als doppelte Leitung unterbreiteten Zack und Kus der Firma Galli ein Angebot, die Spielstätte zu übernehmen, nach einigem Zögern ging die Firma darauf ein. Später versuchte die Galli-Leitung zwar noch einmal, das Ensemble zurückzugewinnen – aber da besaß das »Theater in der Kapelle« schon seine neue Struktur und das

Ensemble stand hinter den Neuerungen, so daß der Versuch mißlang. Im Grunde ist es auch kein Akt, sich als Franchise-Nehmer von der Mutterfirma zu lösen, schließlich kooperieren die vielerorts niedergelassenen Galli-Theater freiwillig und auf Vertragsbasis mit der Firma Galli.

Vor allem das Abendprogramm in der Kapelle ändert sich, alle Galli-Stücke werden auslaufen, neue Theaterstücke anderer Autoren sollen deren Platz einnehmen, wobei vor allem Boulevard-Stücke, etwas leichtere Kost mit hohem Unterhaltungswert, auf dem Spielplan stehen. Im September will Kus die Umstellung geschafft haben. Die erste Premiere fand Ende Februar statt: »Gretchen 89ff« von Lutz Hübner. Hübner ist einer der meistaufgeführten Autoren des deutschen Theaters. In diesem Stück läßt er Schauspielerinnen und Regisseure immer wieder Goethe spielen, genau eine Szene aus Faust, die, in der Gretchen in ihrem Zimmer ein Kästchen mit Schmuck findet (im Reclam-Heft ab Seite 89). Der Witz entsteht aus archetypischen Regisseuren und dem Verhalten der Gretchen-Darstellerin von der unsicheren Anfängerin bis zur Diva, die alles schon erlebt hat. Die nächste Abendpremiere folgt am 23. April mit der Komödie »Kurz davor« von Christiane Reiff. Ein Mann und eine Frau lernen sich in einer Bar kennen, unterschiedliche Vorstellungen, wie der Abend weitergeht, prallen unterhaltsam aufeinander.

Das Kindertheater bleibt ein Schwerpunkt, und in dem Bereich wird es auch weiterhin Galli-Stücke geben. »Die Märchenstücke von Johannes Galli finde ich gut, sie schaffen die Verbindung zwischen Tradition und Gegenwart«, begründet Kus diese Entscheidung. Auch nach der Trennung vom System der Galli-Theater, ist die Zusammenarbeit mit dem Verlag, bei dem sie Aufführungsrechte erwerben, kein Problem, sagt Kus: »Ein Unternehmer freut sich doch, wenn seine Stücke gespielt werden.« Doch soll die Bandbreite der Autoren auch im Kindertheaterbereich wachsen. »Pippi Langstrumpf« und »Räuber Hotzenplotz« hat Kus dafür im Visier.



Fotos: R. Linke / S. Winkler

# kulturkonzept – war da nicht was?

Die beginnende Frühlingswärme regt die Gehirnzellen an. Man grübelt. Nichterledigtes vom Vorjahr muß schnell bearbeitet werden. War da nicht noch was? Ach ja ...

Ach ja, fällt einem zum Thema Kulturkonzept für Erfurt ein. Nach einem ersten und bis jetzt letztem öffentlichem Forum im Kaisersaal, im letzten Sommer, zog sich die AG Kulturkonzept in Klausur zurück. Als Ergebnis wurde eine kritikwürdige und zu ergänzende Vorlage – Präambel, Leitbild, Leitlinien – Anfang dieses Jahres dem Stadtrat vorgelegt. Wie sieht es mit Bürgerbeteiligung, Diskussion und Aufnahme von Anregungen und Vorschlägen aus? Fehlanzeige. Man hört es unken – typisch Erfurt. Schön, daß wir mal darüber geredet haben, aber wir machen es wie in Erfurt üblich. Hinter verschlossener Tür im kleinen Kämmerchen.

Aber nein, das stimmt doch gar nicht, es gibt doch ein Internetforum. Stimmt. Aber mal Klartext: diese Internetseite, die die Diskussion für ein Kulturkonzept fördern soll, ist eine Zumutung für jeden Internetuser. Ein Neuanfang in der kulturellen Ausrichtung Erfurts muß sich schon an solchen Kommunikationswerkzeugen niederschlagen. Wenn aber schon die Klosterbrüder von Peter & Paul eine attraktivere, dynamischere Website präsentieren, na dann gute Nacht.

Und was wird mit den auf der Kulturkonzept-Internetseite veröffentlichten Texten, mit Kritik und Gegenvorschlägen? Werden die in der AG Kulturkonzept diskutiert? Fließen sie ins Konzept ein? Oder sind sie nur zum Lesen da für die, die sich auf der Suche danach nicht im Nirwana verlieren? Das ist direkte Demokratie.

Liest man die Vorlage, liest man Allgemeinplätze, die einer Tourismuswerbebroschüre entstammen könnten und eine Art parlamentarische Vorlage, ein Kompromiß, für alle ist etwas dabei, ohne sich festlegen zu müssen. Einige Mitglieder der AG Kulturkonzept verstehen die Aufregung nicht, es ginge doch bloß um das lineare Leitbild und nicht um die zukünftige Praxis. Dann ist ja gut.

Unverbesserlich wiederhole ich einige Ergänzungen zur Vorlage: Erfurt muß zu einer Stadt der Jugend werden. Eine Stadt ist keine Marke. Eine Stadt ist kein Unternehmen. Eine Stadt ist ein Gemeinwesen. Zu sehr wurde in den letzten Jahren der Schwerpunkt auf die Bewahrung der Tradition gelegt. Viele Jugendliche verlassen die Stadt. Es muß deutlich werden was die Schwerpunkte der Kulturentwicklung in Erfurt sein sollen.

Der Ort, an dem Gegensätze aufeinanderprallen, ist die Stadt. Es ist ihre Stärke, daß sie Widersprüche aushält, und ihre Schwäche, daß sie sie nicht harmonisieren

kann. Faszinierend und lebensstüchtig ist Erfurt nicht als Ort des Ausgleichs, sondern als Ort der Vielfaltigkeit. Die Stadtpolitik der Zukunft ist eine Politik ständiger begrenzter Konflikte, die nirgendwo dauerhaft gelöst werden; worauf es ankommt, ist, sie öffentlich auszutragen. Erfurt hat eine vielfältige Kunst- und Kulturlandschaft, in Kontinuität zum reichen Erbe sollte sich Erfurt für neue Tendenzen, für eine Vielfalt von Lebensformen und kulturellen Ausdrucksweisen öffnen, gemäß der Charakteristik Erfurts als Kreuzungspunkt vieler Wege.

Die Vielfalt kultureller Angebote muß weiter ausgebaut werden. Dies sollte auch über eine spürbare Erhöhung der Mittel für die Kunstförderung geschehen und über wirksame Instrumente der direkten Förderung von Künstlern und Kunstprojekten. Die klassische Verbands- und Vereinsszene ist im Umbruch: es entstehen neue, freie Initiativen. Die Formen der öffentlichen Unterstützung müssen sich dieser Entwicklung anpassen. Der Kulturretat für die freie Szene soll auf 5 Prozent erhöht werden. Die Förderstrukturen sind transparent auszurichten und sollen längerfristiges Planen bei den Fördermittelempfängern ermöglichen. Förderungen sollen zur Gewährung von mehr Planungssicherheit über jeweils drei bis vier Jahre ausgesprochen und vertraglich vereinbart werden. Dabei bedeutet trotz zu verstärkender projektbezogener Förderung die institutionelle Förderung Basissicherung. Erfurt soll ein abgestuftes System von privaten, zivilgesellschaftlichen und öffentlichen Ausbildungseinrichtungen bieten, von der frühkindlichen Bildung bis zum Hochschulstudium für Musik und der Bildenden Kunst, aber auch im Tanz-, dem Literatur- und Theaterbereich. Es soll ein Sammlungskonzept erstellt werden, dadurch wird die inhaltliche Ausrichtung der städtischen Museen optimiert und Ankäufe aktueller Kunst ermöglicht.

Die bisherige Form zur Erstellung eines Kulturkonzeptes ist gescheitert. Soll die Chance nicht endgültig vertan werden, muß der Findungsprozeß geöffnet und erweitert werden. Es müssen Hearings einberufen und Arbeitsgruppen gebildet werden. Kultur-, Kunstinitiativen und Künstler der Stadt müssen aktiv an der Konzepterstellung mitarbeiten, nicht als Bereicherung einer Internetseite, sondern als Mitgestalter des Kulturkonzeptes.

Dirk Teschner

# das funkeln in den augen.

Der Erfurter Verein Volamos juntos praktiziert nicht nur entwicklungspolitische Bildungsarbeit, sondern unterstützt auch ein lokales Bildungsprojekt in Guatemala

Foto: Volamos juntos



»Erst war es der Kulturschock und dann das Funkeln in den Augen der Kinder.« So beschreibt Kathrin Dommel ihre Schlüsselerlebnisse während ihrer Arbeit als Freiwillige im mittelamerikanischen Guatemala, die dazu führten, sich entwicklungspolitisch zu engagieren. Die Kontakte waren geknüpft und genug Kraft und Motivation vorhanden. So gründete die junge Brandenburgerin, die derzeit in Erfurt studiert, 2008 den Volamos juntos e.V.

Die Arbeit des Vereins beruht auf zwei Säulen. Zum einen geht es um die konkrete Unterstützung der Projekte des lokalen Bildungsprogramms »Los Patojos« in Jocotenango, einem Vorort der alten guatemaltekischen Hauptstadt Antigua. Das Programm zielt auf die Verbesserung der Allgemeinbildung und der Ausbildung von sozialen Kompetenzen der lokalen Bevölkerung. Die Projekte werden von jungen Guatemalteken geplant und durchgeführt und durch die Arbeit von Freiwilligen aus der ganzen Welt unterstützt. So gibt es eine Frauenkooperative, ein Kinderfestival, ein Kulturzentrum oder eine Nachmittagsschule für Kinder und Jugendliche. Volamos juntos sammelt konkret Spenden, um zwei Lehrer/innen in der Nachmittagsschule zu finanzieren. Darüber hinaus können über den Verein Freiwillige nach Jocotenango vermittelt werden. »Da wir nicht als Entsendungsorganisation anerkannt sind, ist jedoch keine finanzielle Unterstützung möglich«, sagt Kathrin Dommel.

mel. »Dafür besteht die Möglichkeit, daß die Freiwilligen in den Familien wohnen und eigene Projekte umsetzen können.« Grundlegende Spanischkenntnisse sind jedoch unerlässlich und erleichtern den Einstieg enorm.

Eine zweite Säule der Arbeit von Volamo juntos ist die entwicklungspolitische Bildungsarbeit. Hier geht es unter anderem um die Sensibilisierung für die Ursachen von Kinderarbeit und Kinderarmut. Es wurden Hörspiele produziert und Ausstellungen organisiert. Vor allem die Kooperation mit hiesigen Schulen steht derzeit im Mittelpunkt: »Wir wollen gleichaltrige Kinder aus Guatemala und Deutschland zusammenbringen. So ist zukünftig ein Lehrer- und Schüleraustausch geplant«, sagt Kathrin und verweist auf die Fotoausstellung »Momentos de mi vida«, die im Dezember letzten Jahres erstmals gezeigt wurde. Kinder aus der Erfurter Regenbogenschule haben hier Alltagsfotos von guatemaltekischen Kindern mit ihren Kommentaren versehen und so eine direkte Beziehung zwischen der eigenen Lebenswirklichkeit und der in Mittelamerika hergestellt. Ab Mitte April wird die Ausstellung für einen Monat auch in der Erfurter Universitätsbibliothek zu sehen sein.

Ausruhen ist also für die inzwischen 30 Mitglieder von »Gemeinsam fliegen«, so die Übersetzung des Vereinsnamens, nicht angesagt. Geplant sind weitere Schulprojekte, die Erarbeitung eines zweisprachigen Infoheftes zu Guatemala und Deutschland, ab April wird ein weiterer Freiwilliger aus Erfurt in dem mittelamerikanischen Land tätig sein. »Das Wichtigste ist«, so Kathrin Dommel, »daß der Verein lebendig und vor allem jung bleibt. Ich hoffe, daß in drei, vier Jahren wieder neue Leute am Start sind und die Arbeit fortsetzen und weiterentwickeln. Denn eines ist sicher: das Gefälle von Arm und Reich und die damit verbundenen Probleme werden nicht so schnell verschwinden«. Na denn: Volamos juntos!

Thomas Putz

» Fotoausstellung »Momentos de mi vida« ab Mitte April in der Universitätsbibliothek Erfurt – ein Vorgeschmack in der Fotostrecke ab Seite 34 in diesem hEFT

» Weitere Informationen: [www.volamosjuntos.blogspot.com](http://www.volamosjuntos.blogspot.com) und [www.lospatojos.org.gt](http://www.lospatojos.org.gt)

# wir sind das folk!

Wenn sich in Erfurt talentierte Musiker zusammenfinden, die sich zudem noch der Stadt und des darin stattfindenden kulturellen Lebens verbunden fühlen, was liegt da wohl näher, als sie im hEft näher vorzustellen.

**Auf meinem Sofa Platz genommen haben David Krauthausen und Simon Zunk von der inzwischen fünfköpfigen Band David+Goliath, deren Keimzelle sie sozusagen sind. Stimmt doch, oder?**

**David:** Ja schon, Simon ist am längsten mit dabei und ist auch am stärksten ins Songwriting einbezogen. Mit ihm hab ich ja auch im Herbst die erste EP »I dreamed of a band« aufgenommen. Zum Glück haben wir daraufhin Verstärkung bekommen. Inzwischen sind Caroline Volk am Schlagzeug, Malte Miram am Kontrabaß und Philip Gross am Piano/Keyboard mit dabei. Mittlerweile wächst die Band zusammen und jeder trägt kreativ bei, was er kann.

**Und wer ist jetzt Goliath?**

**David:** *David Goliath* war eigentlich mein Künstlerna-  
me, bevor die anderen dazugekommen sind. Da es bisher hauptsächlich darum ging, meine Singer-Songwriter Lieder mit Band zu umzusetzen, fand ich das »plus« passend. Auch weil es das zugrunde liegende Bild verdeutlicht: durch das »plus« werden die vermeintlichen Gegensätze dieser biblischen Charaktere verbunden. Und ich glaube, dieses Verbinden verschiedener Stile und Ideen kann man auch in unserer Musik finden.

**Ist das als Begriffspaar nicht etwas unoriginell?**

**Simon:** Vielleicht ist der Name auf Dauer ja etwas sperrig, aber im Moment finden wir, es ist wichtiger, daß wir uns musikalisch weiterentwickeln, als sich über den Namen Gedanken zu machen. Vielleicht entwickelt sich der Name mit der Musik mit, vielleicht heißen wir in einem halben Jahr ganz anders, aber das ist erstmal nicht so wichtig.

**Es ließe sich also sagen, David+Goliath befinden sich zur Zeit in einer Art Selbstfindungsprozeß.**

**Simon:** Sobald eine Band glaubt, sich gefunden zu haben, wird sie doch langweilig. Wir werden also hoffentlich noch eine Weile brauchen, bis wir das von uns sagen werden. Jetzt wollen wir auf jeden Fall etwas vielschichtiger werden. Gesucht wird eine Synthese, die neue Sounds mit Folk verbindet, wobei etwas herauskommen soll, was nicht andere schon tausendmal in ähnlicher Weise gemacht haben und was man schon oft gehört hat. Keyboards und Computer werden eine größere Rolle spielen, auch um beim Sound mehr Volumen aufzubauen.

**Ist es eher schwierig für eine neue Band, in Erfurt Fuß zu fassen? Man möchte doch meinen, daß es anderswo bessere Entfaltungsmöglichkeiten gibt.**

**Simon:** Das scheint so, aber das Gegenteil ist der Fall. Es stimmt, daß es in Erfurt kein breites Angebot gibt. Das kann man allerdings auch als Vorteil sehen, denn das Publikum ist viel aufnahmebereiter und interessierter als anderswo, wo vielleicht mehr los ist. Wir fühlen wir uns der Erfurter Kulturszene sehr verbunden, wir sehen uns als Teil davon, und wir wollen auch weiterhin eine Band mit lokalem Bezug sein.

**David:** Außerdem kann man schon sagen, daß diese Situation hier auch dazu beigetragen hat, daß die anderen Bandmitglieder und wir, die wir alle aus zum Teil recht unterschiedlichen Stilrichtungen kommen, uns zusammengefunden haben und wir uns gegenseitig befruchten. In einer Stadt mit einem breiteren Angebot würden wir wahrscheinlich nicht zusammen Musik machen.

**Und was passiert in nächster Zeit?**

**David:** Nachdem wir ja im Dezember unsere erste EP rausgebraucht haben und in letzter Zeit einige Auftritte hatten, wird es in den nächsten Monaten erst mal ruhig bei uns. Die Ideen stapeln sich in den Kellern unserer Köpfe, wir wollen bis zum Sommer vor allem neue Songs entwickeln und am Sound der Band feilen. Falls es neue Konzerttermine gibt, kann man auf unserer myspace-Seite nachsehen ...

Interview: Ralf Rudolffy

» [www.myspace.com/davidplusgoliath](http://www.myspace.com/davidplusgoliath)



Foto: Lea Miram

# fünf fragen an: Christian Reichart (\* 1685 in Erfurt, † 1775 in Erfurt)



**Herr Ratsmeister Reichart, Sie gelten als der Pionier und Förderer des neuzeitlichen Erwerbsgartenbaus in Deutschland. Wie kamen Sie auf die Idee, als wohlhabender Erfurter Bürger, Bauernarbeiten**

**zu verrichten?** Nun, wissen Sie, in meiner Zeit ging es ja darum, die Welt mit den Mitteln der Vernunft und Wissenschaft neu zu betrachten. Mein Vater besaß große Ländereien, unter anderem im Krämpfer- und Löberfeld. Doch die für uns arbeitenden Bauern waren einfach zu tölpelhaft und unflexibel. Sie arbeiteten mit völlig veralteten Geräten und hatten kein Interesse, den Ertrag zu steigern. Also mußte ich es selbst in die Hand nehmen.

**Sie meinen den planmäßigen Anbau von Gemüse?**

Genau, ich wollte den Gartenbau wissenschaftlich betreiben, Erfahrungen sammeln, Gesetzmäßigkeiten erkennen und sie im Interesse einer Produktionssteigerung ausnutzen. Und das gelang mir auch, zum Beispiel mit dem Anbau von Brunnenkresse im Dreienbrunnengebiet, wo ja bis heute Kresse kultiviert wird. Oder mit Blumenkohl. Ich akklimatisierte die Samen, die ursprünglich aus Zypern kamen, und legte damit nicht nur den Grundstein für die berühmte Erfurter Blumenkohlzucht, ich machte schließlich den Blumenkohl in ganz Deutschland heimisch.

**Inzwischen ist es bei jungen Leuten wieder sehr angesagt, eigenes Obst und Gemüse im Kleingar-**

**ten anzubauen. Was halten Sie davon?** Das ist eine sehr lobenswerte Entwicklung, schließlich wissen ja viele Menschen gar nicht mehr, was beispielsweise eine Schwarzwurzel ist, geschweige denn, wie man sie anbaut und zubereitet.

**Schwarzwurzel?** Sehen Sie. Die Schwarzwurzel, auch Schötzenmiere oder Spargel des kleinen Mannes genannt, ist ein sehr delikates Wintergemüse. In schweren Zeiten wurde es sogar als Ersatzkaffee verwendet. Leider hat die etwas mühselige Ernte und Zubereitung dazu geführt, daß dieses Gemüse heute eher abfällig betrachtet und kaum noch angebaut wird. Eine Schande! Jeder vernünftige Mensch sollte ein Schwarzwurzelbeet haben.

**Nun, die meisten Menschen haben heute gar kein Beet mehr. Wo sollen denn all die Beete herkommen?**

Junger Freund, Erde ist überall! In Hinterhöfen, Parkanlagen, Baulücken ... Schauen Sie sich um, die Stadt wartet nur darauf, bepflanzt zu werden. Aber bitte nicht nur von den jungen Mittelstandsfamilien, die Sie eben angesprochen haben. Denken Sie an die Diskussionen um dieses Hartz IV. Wer sein eigenes Gemüse anbaut, ist unabhängig und kommt sicher durch jede Krise. Und es ist Sinnstiftung pur. Die aus dem Lohnarbeitsprozeß freigesetzten Menschen könnten doch zu Selbstversorgern umgeschult werden. Und das in großem Stil. Ich hätte da so einige Ideen ... Nun, leider bin ich ja schon tot.

## ELEGANTE

© HLF SALZMANN



www.flausen.net



Foto: privat

# ich verspreche besserung!

Bereits im November wählte eine 13-köpfige Jury den Erfurter Stadtschreiber 2010. hEFt sprach mit Catalin Dorian Florescu, der am 1. April die Nachfolge von Finn-Ole Heinrich antritt

**Herr Florescu, die Figuren in Ihren Romanen bewegen sich bisweilen in großen Metropolen wie Budapest, Rom, Zürich und selbst New York. Das hat zum einen mit Ihrer Biographie zu tun, zum anderen ist die Vorstellung von solchen Städten natürlich für viele eine Leinwand für Träume und Wünsche. Welche Wünsche haben Sie an Erfurt, eine Stadt der eher begrenzten Möglichkeiten, mit der viele hier Verwurzelte auch immer wieder gern hadern?** Die letzten Monate waren geprägt von der Fertigstellung des Manuskripts meines neuesten Romans. Außerdem breche ich in wenigen Tagen zu einer Lesereise in meine alte Heimat, nach Rumänien, auf und die letzte Zeit stand ganz im Zeichen der Vorbereitung dieser Reise. Ich muß gestehen, seit meinem eintägigen Besuch bei Ihnen, wo ich wunderbar empfangen wurde und mich der Presse vorstellen konnte, habe ich Erfurt ein wenig stiefmütterlich behandelt. Aber das wird sich jetzt massiv ändern, ich verspreche Besserung und halte bereits schon das erste Buch über die Geschichte der Stadt in den Händen. Ich bin allmählich als Stadtschreiber erfahren, ich war es vor wenigen Jahren auch in Dresden, wo wunderbare Begegnungen mit vielen Menschen möglich waren – mit einigen verbindet mich bis heute eine Freundschaft – und ebensolche Lesungen. Das erste Flirten wird sich sicher auch in Erfurt bald mal vertiefen, wer weiß, sich vielleicht sogar in heftige Liebe verwandeln. Ich bin jemand, der gerne auf die Leute zugeht, der offen und flexibel ist, und wenn die Thüringer genauso spontan sind wie die Sachsen – ich hoffe, daß ich da nicht in ein Fettnäpfchen trete –, dann kann nichts mehr schief gehen.

Ich bin kein Stubenhocker, das heißt, daß ich die Stadt und auch die Gegend erschließe, bestimmt bis nach

Weimar und Ranis – wo bereits schon Lesungen geplant sind – und noch viel weiter. Ich sehe immer den Ort meiner Stipendien als ein Knotenpunkt einer ganzen Region, die ich entdecken kann. Ich bin ein Kaffeehaus-Schriftsteller, ich wandere mit offenen Sinnen durch eine Stadt und nehme ihre Schönheiten wahr, aber durchaus und sehr bewußt auch ihre Widersprüche, ihre Schatten, ihr Reichtum und ihre Armut. Ich wende nie den Blick ab von den Schatten und der Armut, das bin ich gewohnt, aus meiner ersten Heimat, Rumänien. In meiner Literatur geht es viel um die Glückssuche des Menschen. Ob das in »unbegrenzten« Räumen passiert oder »begrenzten«, wie Sie sie nennen, das ist erstmal für mich zweitrangig. Ich bin bereit für das Glück und das Unglück in Erfurt.

**In einem Radio-F.R.E.I.-Interview haben Sie angekündigt, in Erfurt den Pathos einzuführen. Sie verbanden diese Aussage mit einer Beschreibung Ihrer Existenz als Schriftsteller, die immer ein wenig prekär, immer ein wenig bedroht ist. Entsteht große Leidenschaft stets nur aus drohendem Verlust bzw. der Sehnsucht nach etwas nicht Vorhandenem?**

Hmm, eine schwierige Frage. Man darf den Verlust und die Sehnsucht nicht emporstilisieren zu den einzigen Quellen der Kreativität und Leidenschaft. Auch glückliche, zufriedene Menschen, ja, gerade sie vielleicht, können große Leidenschaft für das, was sie tun, empfinden. Es ist dann eine Leidenschaft, die nicht vermischt ist mit dem bitteren Geschmack des Verlustes. Ein In-die-Welt-Verströmen aus ganzem Herzen. Der Verlust – der drohende oder reale – kann aber auch das Gegenteil erzeugen, er hemmt, blockiert, verängstigt, führt in den Wahnsinn und in den Rückzug, ins Erlöschen der vitalen

Kraft. Es gibt auch viele mehr oder wenige berechnete Leidenschaften: jene der Könige, wenn sie ganze neue Welten erobern, jene des Bankers, wenn er noch mehr Geld schaufelt, jene eines verliebten Mannes, einer verliebten Frau und jene des Künstlers für die Universen, die er erschafft, ja für den Akt des Schaffens selbst. Ich habe neben dem Schreiben auch einen Beruf als Psychotherapeut und bin als solcher vom humanistischen Menschenbild der Gestalttherapie geprägt worden. Sie geht unter vielem anderen davon aus, daß der Therapeut in erster Linie – jenseits von Theorie und Technik – sein eigenes, gutes Instrument zu sein hat. Ein in seinen Sinnen und seiner Biografie gut verwurzelter Mensch, der bei sich ist, sich, seinen Hintergrund, seine Möglichkeiten aber auch Begrenzungen kennt und sich aus dieser starken Position heraus dem Klienten als Gesprächspartner anbietet. Ohne zu sehr das Leben psychologisieren zu wollen, aber so sehe ich die Dinge allgemein. Ein Mann, der bei sich bleibt, der ein gutes Verhältnis zu sich selbst pflegt, wird in irgendeiner Form auch ein leidenschaftlicher Mensch sein.

**Sie bezeichnen sich, trotz zum Teil trauriger Ereignisse in Ihren Büchern, als einen »Schriftsteller des Glücks«, wider dem Pessimismus gegenüber Mensch und Leben. Nicht nur als literarischer Betrachter, sondern auch als Psychologe haben Sie gelernt, Menschen zu beobachten und zu einem gewissen Grad auch zu erkennen. Welche menschlichen Potenzen und Fähigkeiten lassen Sie hoffen und an das Glück glauben, gegenüber den selbstzerstörenden Momenten unserer Lebensweise, unserer Gesellschaft?** Bei allen Risiken der Globalisierung und einer Welt, die oft aus den Fugen zu geraten scheint, bei aller Niedertracht, die auf der Welt herrscht, alimentiert vom Menschen gegen den Menschen, bei allen Gefahren, die von einer Technik stammen, die uns und unsere Welt immer virtueller werden läßt, hat sich derselbe Mensch die Kraft aufbewahrt – im Sinne Camus' – zu revoltieren. Die konstruktive Revolte, die mit Leidenschaft und Übersicht geführt wird, ist immer noch möglich ... und dank derselben Technik global durchführbar. Aber ich gestehe: Auch für mich klingt es leider zu optimistisch.

**Sie halten die rumänisch-romanische Mythologie für einen großen, bildreichen Schatz, nicht nur für ihre Arbeit. Die germanische Mythologie ist in der Vergangenheit auch vor recht zweifelhaften Hintergründen inszeniert worden. Hitler saß bei Wagners Opern in der ersten Reihe. Spielen germanische Mythen für Sie eine Rolle und ist davon überhaupt noch was zu retten?** Was schlimm ist, ist nicht so sehr die allgemeine Präsenz von Mythen, sie sind in erster

Linie identitätsstiftend für eine Kultur und man kann sie nicht ungestraft abschaffen. Viel gefährlicher ist für mich der verbissene Umgang damit, der Ernst und die politische Absicht, mit der der Mythos zur allgemeingültigen Wahrheit erklärt wird, die Instrumentalisierung des Mythos' und sein Exklusivitätsanspruch. Nur wer sich in seinem Schatten sonnt – sage ich mal so –, darf dann sein. Es gibt im Übrigen unendlich viele Dinge, die sich dazu eignen, mystifiziert zu werden: der Kommunismus, die eigene Kindheit, für die Schweizer die Neutralität und das Bankgeheimnis, für die Amerikaner die individuelle Freiheit, die sogar rechtfertigt, daß man bis zu den Zähnen bewaffnet lebt. Und unendlich viele persönliche Mythen darüber, wie man sein Leben erfolgreich gemeistert hat. Letztendlich erschaffen wir in unseren Erzählungen über unser Leben täglich selbstgerechte Mythen des eigenen Gelingens. In unserer kleinen Welt sind wir die Bosse, die großen Helden. Immer dann wird es gefährlich, wenn wir maßlos werden, wenn wir den anderen – den Partner oder eine ganze Kultur – mit unserem Größenwahnsinn erdrücken. Die Feinheit des eigenen Geistes pflegen, zu den eigenen Begrenzungen stehen, das impft ein wenig gegen die zerstörerische Kraft des Mythos.

Für meine Bücher, im Speziellen für »Der Blinde Masseur«, spielte die unglaublich reiche Welt der rumänischen Legenden und Volksbräuche eine gewisse Rolle. Darüber hinaus aber versuche ich als Schriftsteller, Mythen eher zu entlarven, als sie zu kultivieren.

**Auf welche Weise werden die Erfurterinnen und Erfurter von Ihrem Tun erfahren? Wo werden wir Sie in Ihrer Zeit als Stadtschreiber sehen?** Zuerst einmal in Ihren Kaffehäusern, ich werde mir die bequemsten aussuchen, mit genug Licht, passenden Tischen, Blick zur Straße und einem Personal, das geduldig ist mit einem Schriftsteller, der in Gedanken vertieft und bei einem Kaffee auf die abenteuerlichsten literarischen Reisen aufbricht. Dann aber werde ich auch Lesungen haben, in Ranis am 8. April, am 15. April in der Buchhandlung Peterknecht, am 12. Juni beim Kunstfest in Tiefthal und am 20. Juni in Weimar. Ja, ich werde ein wenig fremdgehen ... Asche auf mein Haupt, ihr Erfurter! Aber, und vor allem, hätte ich auch gerne die Gelegenheit, sei es im Radio oder in den Zeitungen, mich bei den Erfurtern bekannt zu machen, durch Auftritte und Kolumnen oder Artikel. Ob es möglich ist und wo genau, das steht noch nicht fest. Und natürlich, last but not least, begegnet man mir am besten in meinen Romanen. Dort werde ich Sie bei der Hand nehmen und bestimmt ein guter Führer sein.

Interview: Hagen Kleemann



# mord in der melancholonie.

Was machen Sarah Wagenknecht und Angela Merkel gemeinsam in einer Melkküche in Leina bei Gotha? Und was treibt einen prekär beschäftigten Bratwurstbrater dazu, einen ehemaligen Verteidigungsminister aus dem VIP-Turm der Pferderennbahn Boxberg zu schubsen? Fragen, denen der Kommissar Armin Köfel in Henner Reitmeiers Kurzkrimiband »Der Fund im Sofa« auf den Grund geht. Daß sich der meist kurzbehoste Kommissar der Gothaer Kriminalpolizei dabei das eine oder andere Mal nicht auf die Seite der Opfer, sondern auf die der Täter schlägt, macht ihn durchaus sympathisch, denn mit der Gerechtigkeit ist es bekanntlich so eine Sache. Da trifft es den gewalttätigen Neonazi, den rassistischen Immobilienhai oder den ehemaligen deutschen Außenminister, der vor Jahren Belgrad erneut bombardieren ließ.

Fast alle Kriminalerzählungen spielen im Gebiet um Gotha. Regionale Kommunen-Projekte, wie die in Waltershausen oder Haina, sind dabei nicht nur als Handlungsorte zentral – sie verstärken in den Geschichten auch den philosophisch-politischen Überbau. Und machen die Erzählungen zu etwas, das man in hiesigen Breiten kaum

vermutet hätte: zu einer Art »linken Krimis«. Daß dabei die Auseinandersetzung mit alternativen Lebensentwürfen auch für Kommissar Köfel oft Vorrang vor der eigentlichen Verbrechensaufklärung hat, wird beispielhaft in »Mord in der Melancholonie« deutlich: Ein durch Hundebisse getöteter Mann in der Nähe der fiktiven Waldkommune Melancholonie veranlaßt Köfel, dort zwischen Bauwagen und Billardtischen ein wenig herumzuschnüffeln. Als alle Spuren ins Nichts führen, berichtet er seinem Chef am Telefon: »Es kann noch Tage dauern, bis ich auf den ersten Furz gestoßen bin«. Und der darauf: »Na und? Wenn es doch gemütlich ist?«

Auch wenn das Buch an einigen Stellen eine Überarbeitung hinsichtlich der Dramaturgie der Handlung sicher gut vertragen hätte: eine muntere und empfehlenswerte Lektüre ist es zweifellos. (tp)

» **Henner Reitmeier: »Der Fund im Sofa«, Ulenspiegel-Verlag Waltershausen/Gotha, 143 Seiten, 9 Euro, Erhältlich in der Buchhandlung/Antiquariat am Waidspeicher Erfurt**

# histomat – reloaded.

Es ist schon eine schwierige Geschichte mit der Geschichte. Gerade in Zeiten, in denen solche Geistesblitze wie Guido Knopp oder Hubertus Knabe als Historiker gelten. Geschichte ganz anders, und entgegen aller Mode, erzählen die Erfurter Falken im »Stadtführer Erfurt« und wagen den Versuch einer materialistischen Geschichtsschreibung für Erfurt in der frühen Neuzeit. Materialistische Geschichtsschreibung? Wie bitte? Na klar, da fühlt man sich entweder mit einigem Schrecken oder aber auch einem wehmütigen Seufzer an längst vergangene Zeiten erinnert.

Vorbei (und hinein) führt der kleine Stadtrundgang am Augustinerkloster, der Engelsburg, dem Lutherdenkmal und der Alten Synagoge. Die Leser/innen erfahren Wissenswertes über die Dunkelmänner, Luther oder die jüdische Bevölkerung Erfurts im Spätmittelalter. Luther erscheint aber nicht nur als der große Reformator, sondern auch als derjenige, der sich gnadenlos auf die Seite der Herrschenden schlägt. Und der jüdische Schatz, der in der Alten Synagoge zu besichtigen ist,

nicht als kontextloses großartiges Kulturgut, sondern als ein Zeugnis schrecklicher Barbarei. Inhaltlich ist die Broschüre gelungen. Auch wenn die Herausgeber/innen dem bürgerlichen Geschichtsverständnis nicht immer ganz entkommen. So zum Beispiel im Abschnitt über die Dunkelmänner, »die keine Lust mehr hatten, in die Fußstapfen ihrer Väter zu treten«. Die »letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen« sieht die materialistische Geschichtsauffassung aber gerade »nicht in den Köpfen der Menschen, ... sondern in Veränderungen der Produktions- und Austauschweise« (Engels). Will heißen: Erst verändern sich die konkreten Lebensbedingungen und dann kommen die Ideen. Leider trüben zu viele formale Fehler – zumindest in der Online-Version – den Lesespaß unnötigerweise. (ap)

» **SJD – Die Falken Kreisverband Erfurt: Stadtführer Erfurt. Versuche einer materialistischen Geschichtsschreibung – Erfurt in der frühen Neuzeit.**

# mehr als ein recke im tigerfell.

Maka Blank, die aus Georgien stammt und jetzt in Erfurt lebt, übersetzt georgische Literatur ins Deutsche und versucht, sie ihren Mitmenschen näher zu bringen. Interview: Alexander Platz

**Maka, was verschlägt eine Georgierin in die ostdeutsche Provinz nach Erfurt?** Ich habe in Georgien Deutsch studiert und wollte immer schon nach Deutschland, um meine Sprachkenntnisse zu vertiefen. Im Jahr 2000 war ich fertig mit dem Studium in Georgien und wollte in Deutschland weiterstudieren. Das war mein Traum. Aber das war damals wahnsinnig schwer, aus finanziellen und bürokratischen Gründen. Da das nicht ging, habe ich also einen anderen Weg gefunden und kam als Au-Pair-Mädchen nach Deutschland. In dem Jahr habe ich mich um einen Studienplatz in Germanistik beworben und in Hannover auch einen bekommen. Später habe ich dann nicht nur den Studiengang gewechselt und Betriebswirtschaft studiert, ich bin auch nach Jena gezogen und dann nach Erfurt.

**Und wie kommt eine Germanistin auf die Idee, in die Betriebswirtschaft zu wechseln?** Das ist ein Thema, mit dem ich selber zu kämpfen habe, immer. Die Übersetzungen und alles, was mit Sprache zu tun hat, das ist für mich das Wasser, in dem ich schwimmen kann wie ein Fisch. Aber irgendwann dachte ich mir, mit irgendetwas muß du ja auch Geld verdienen, um deine Familie über die Runden zu bringen. Aber, wie gesagt, meine Liebe gehört der Sprache.

**»Der Recke im Tigerfell« ist östlich der Elbe vielleicht ein Begriff, dann wird es bei den meisten wahrscheinlich schon dünn. Welche Bedeutung hat denn die Literatur in Georgien?** Eine sehr große Bedeutung! Georgien ist ein sehr kleines Land, mit gerade einmal 4,5 Millionen Menschen. Die Literatur ist deshalb, neben der Religion, für die Menschen sehr, sehr wichtig. Meine persönliche Vermutung ist, ohne die Literatur und die Religion gäbe es Georgien oder das georgische Volk nicht mehr. In Georgien haben die Menschen viele Probleme, die gibt es hier gar nicht. Und ich habe immer das Gefühl, umso größer die Probleme werden, umso mehr lesen die Leute.

**Es gibt also in Georgien sowohl eine Tradition des Lesens als auch des Schreibens.** Ja. Ich kann nicht sagen, daß es viele georgische Schriftsteller gab. Aber die, die es gab, die haben nicht nur geschrieben, sondern auch versucht, politisch etwas für Georgien zu bewegen.

Im 19. Jahrhundert gründeten einige georgische Schriftsteller zum Beispiel eine Gesellschaft für Analphabeten. Und jeder, der das wollte, konnte hier kostenlos Schreiben und Lesen lernen.

**Wie war denn die Situation in der Sowjetunion?** In einigen Republiken, wie zum Beispiel Estland, erschienen nach der Auflösung der Sowjetunion auf einen Schlag zig Bücher, die vorher verboten waren. Das gab es in Georgien nicht. Bei uns wurden Bücher nicht direkt verboten, aber es gab eine sehr starke Zensur.

**Und wie ist die Situation heute?** Also, es gibt noch immer nicht viele Schriftsteller, obwohl ich nicht weiß, wieviel viele sind. Aber es gibt einerseits Schriftsteller, die bereits in der Sowjetunion geschrieben und veröffentlicht haben, wie Guram Dotschanashvili oder Otar Chiladze, der im letzten Jahr leider verstorben ist. Sie sind auch heute noch sehr beliebt. Andererseits gibt es die jüngere Generation, dazu gehören zum Beispiel Aka Mortschiladze oder David Turashvili. Sie sind sehr politisch und man liest aus ihren Texten durchaus heraus, daß sie ein politisches Anliegen haben. Das ist auch ein Unterschied zu Deutschland, wo viel geschrieben wird, nur um es zu verkaufen. In Georgien merkt man, daß die Leute das, was sie schreiben, schreiben müssen. Das drückt, das kommt von innen, vom Herzen, von der Seele und muß raus. Das ist für mich persönlich auch etwas Besonderes an der georgischen Literatur.

**Im Literaturteil dieser Ausgabe veröffentlichen wir einen von dir übersetzten Text von David Turashvili. Kannst du kurz was zum Autor sagen?** Turashvili ist in Georgien ein sehr bekannter Schriftsteller, auch aufgrund seines politischen Engagements. Sein Theaterstück »Generation Jeans« kennt in Georgien fast jeder. Es basiert auf einer wahren Geschichte. Er beschreibt darin einen Fluchtversuch von vier jungen Georgiern im Jahr 1984. Sie entführen eine Linienmaschine und versuchen vergeblich, diese zur Landung auf einem westlichen Flughafen zu zwingen. Nach ihrer Rückkehr nach Georgien werden sie zum Tode verurteilt und erschossen.

**» David Turashvili »Ein Stück Abchasien«, nachzulesen im Literaturteil dieser Ausgabe ab Seite 44.**

# junge literatur & lese Bühnen

- » **28.03.** 21 Uhr, Kassablanca Jena, Felsenkellerstraße 13a, »livelyrix-literatursonntag« – Poetry Slam
- » **01.04.** 21 Uhr, Galerie Eigenheim Weimar, Karl-Lieb-knecht-Straße 10, »Lilou – Die Literaturlounge«
- » **08.04.** 19.30 Uhr, Burg Ranis, Catalin Dorian Florescu liest aus »Zaira«
- » **08.04.** 20 Uhr, Europäisches Informationszentrum Erfurt, Regierungsstraße 73, Olaf Müller liest »Bummel durch Europa« von Mark Twain
- » **15.04.** 19.30 Uhr, Schillergartenhaus Jena, Schiller-gäßchen 2, »Die Gunst des Augenblicks« – Lesung mit Christian Rosenau
- » **24.04.** 21 Uhr, Kassablanca Jena, Felsenkellerstraße 13a, »livelyrix-literatursonntag«
- » **06.05.** 21 Uhr, Galerie Eigenheim Weimar, Karl-Lieb-knecht-Straße 10, »Lilou – Die Literaturlounge«
- » **09.05.** 20 Uhr, Kunsthof Jena, Ballhausgasse 3, »Laut-schrift – Lesebühne für junge Leute«
- » **17.05.** 20 Uhr, BC-Club Ilmenau, Max-Planck-Ring, WortKlang – Lyrik im Konzert – Poetry Slam
- » **30.05.** 21 Uhr, Kassablanca Jena, Felsenkellerstraße 13a, »livelyrix-literatursonntag«

- » **03.06.** 19 Uhr, Schloss Lobenstein, 13. Literatur- und Autorentage: Lesekonzert mit Nancy Hüniger und Albrecht Berner.
- » **04.06.** 20 Uhr Straßenbahndepot im e-werk Weimar, »Juli im Juni« – Junge Literatur und experimentelle Musik
- » **05.06.** 20 Uhr, Theaterhaus Jena, »Spoken Words« – Lyriknacht in Jena
- » **10. bis 13.06.** Erfurt, »Textil« – Festival der jungen Literatur in Thüringen
- » **10.06.** 20 Uhr, Café Wagner Jena, Wagnergasse 26, Lesung mit Preisträger/innen der Schreibwettbewerbe »Junges Literaturforum Hessen-Thüringen« und »Eobanus-Hessus«
- » **12.06.** 17 Uhr, Tiefthal Bürgerhaus, Kunstfest: Lesung mit Catalin Dorian Florescu
- » **17.06.** 21 Uhr Galerie Eigenheim Weimar, Karl-Lieb-knecht-Straße 10, »Lilou – Die Literaturlounge«
- » **18.06.** 19:30 Uhr, Gasthaus zur Schmiede, Ranis, 13. Thüringer Literatur- und Autorentage: Poetry Slam
- » **25.06.** 18 Uhr, verschiedene Gaststätten der Weima- rer Altstadt, »Sex sells« – Literarischer Kneipenmar-athon in Weimar

## festival di sanremo in erfurt



Foto: Jörg Meyer-Brenken

Das »Festival di Sanremo« ist die wichtigste Musikveranstaltung Italiens. Alle bekannten italienischen Sänger und Musiker sind durch Sanremo groß geworden: von Modugno

(Volare) bis Celentano, von Al Bano & Romina Power bis Zucchero, von Eros Ramazzotti bis Laura Pausini. Die italienische Associazione Pandora um den umtriebigen Kulturarbeit-er, Wirtschaftsjournalisten und hEFT-Autoren Paolo Fusi lädt für den 10. April in das Haus der so- zialen Dienste ein, um das Festival erstmalig auch in Erfurt zum Leben zu erwecken. Prominente aus Kul- tur, Politik und Sport aus Thürin- gen, Italien und anderen Ländern werden die Bühne erklimmen und ihre Lieder singen. Wer sich noch

an den »Großen Preis der Lieder der Welt« vom April 2006 im Stadt- garten erinnern kann, weiß, was das Publikum erwartet. Man denke an dieser Stelle nur an die legendä- ren Auftritte von DJ Bobo, Monika Hauff & Klaus-Dieter Henkler oder Baccara.

Die Einnahmen des Festivals kommen dem Lebenshilfewerk Wei- mar/Apolda e.V. zugute. Weitere Pandora-Aktivitäten sind für die nächste Zeit in Thüringen geplant. Und darauf dürfen wir wirklich ge- spannt sein.

» **Festival di Sanremo | 10. April | Haus der sozialen Dienste (ehem. Gewerkschaftshaus) Erfurt**



# alles neu macht der mai. Von Stefan Werner

Vorläufiger Haushalt, Vertretung im Krankheits-, wohl besser Bandscheibenvorfall, Karnevalisten, die eher auf der Palme, als auf den Barrikaden waren, Ausfälle jeglicher Art, und das allen Erderwärmungsfanatikern zum Trotz. Scheiß Schnee, aber der ist ja jetzt im Fluß, wie überhaupt alles im Fluß ist, ganz egal, ob im Abfluß, Ausfluß oder Überfluß. Hauptsache mehr Netto – und alles wird gut. So wie bei Leander und Margarethe, die von ihrer Hausfrauenmama von Montag bis Freitag im schicken Dieseljäckchen ins Gymnasium kutschiert werden, während Papa an den großen Finanzrädern dreht. Denn an den Jacken werdet ihr sie erkennen. Cassidy und Robby im KIK-Streetwear-Look hat man dann doch auf die Hauptschule geschickt – die Sozialprognose war einfach zu schlecht, ganz im Gegensatz zu den Zeugnisnoten. Jacke ist eben nicht gleich Jakke. Am Wochenende ist Robby wieder im Stadion und schreit sich die Welt schön. Leider ist da momentan nichts schön und betrachtet man den wechselvollen Lebenslauf des RWE, so beschleicht einen aktuell ein leichtes Bangen vor der Zukunft. Lediglich das Bewußtsein, schon glücklich durch beschissene Zeiten gesteuert zu sein, beruhigt wieder.

Beunruhigend ist die Erfurter Antirasenheizungsstimmung. Dabei geht es gar nicht darum, daß es unsere »Fußballstars« schön warm unter den Füßen haben. Vielmehr würde im kommenden Winter auch weiterhin ein wichtiges soziales Angebot ausfallen. Allen Kritikern empfehle ich mal einen Besuch im Rund des Steigerwaldstadions. Überzeugen Sie sich!

Abgesehen davon bedeutet so eine Rasenheizung Aufträge für die Wirtschaft, vielleicht sogar für die lokale. Und wenn es der Wirtschaft gut geht, dann geht es auch Cassidy gut. So oder so ähnlich brüllen es derzeit die gelben Vögel in diversen Talkshows. Allen voran natürlich der gelbe Obervogel. Da ist die Rede von langen, großen Linien, einer geistig-politischen Wende und dem Ende der Abkassiererei bei denjenigen, die den Karren ziehen. Daß hier Cassidy nicht gemeint

sein kann, ist klar. Daß jene geistig-politische Wende Cassidy hilft, darf bezweifelt werden. Hauptsache, Cassidy glotzt weiter Unterschichten-TV und kauft den Dreck, von dem sie bis dahin nicht einmal wußte, daß sie ihn braucht. Schlecht für Cassidy, gut für Leander, weil Papis Rendite stimmt. Wie heißt es so schön: Nur Reiche können sich einen armen Staat leisten.

Wen wundert es da noch, daß die Alkohol- und Tabakindustrie die Krise am besten meistert. Klar, so 'ne Krise ist kein Grund zum Feiern. Sie hemmungslos im Alkohol zu ertränken, ist eine andere ganz andere Frage. Vielleicht gehört das einfach zu einem guten privaten Krisenmanagement dazu. Im Idealfall handelt es sich dabei um Bier. Nicht irgendein Bier – nein – Hasseröder, dann hat auch der RWE was davon. Ich sag nur: »Saufen für den Club«. Robby muß man das nicht zweimal sagen. Meistens endet dann das feuchtfröhliche Engagement für den Club im Matsch des Hinterhofs, zwischen ausgekotztem Salzgebäck und Bier.

Was macht das alles schon? Langfristig sind wir sowieso alle tot, hat Keynes mal gesagt. Und all die Superklugen machen es sich zu leicht, wenn sie in stürmischen Zeiten nicht mehr zu erzählen haben, als daß der Ozean wieder ruhig ist, wenn sich der Sturm gelegt hat. Super Aussichten. Egal, der Mai wird heiß und dann ziehen alle wieder ihre Jacken aus.



www.fRanKon.de

*In der Reihe »Aus der Provinz« beschäftigen wir uns ab dieser Ausgabe mit Thüringer Städten, die abseits der Kulturzentren Erfurt-Weimar-Jena liegen. Wie ist das kulturelle Klima vor Ort, welche Akteure wirken und wie sehen diese ihre Stadt und deren Zukunft? Erste Station ist Suhl, ehemalige Bezirkshauptstadt und Waffenschmiede des Landes.*

# wer kommt schon nach suhl?

Ein Gespräch mit Hendrik Neukirchner, Vorsitzender des Ausschusses für Kultur, Bildung und Sport des Suhler Stadtrates und Mitbegründer der Veranstaltungsreihe »Provinzschrei«, über ehemalige Kulturhäuser und die Vorteile einer Kleinstadt. Interview: Thomas Putz und Alexander Platz

**Suhl ist als Waffenstadt bekannt, aber auch als der Ort, an dem Herbert Roth gewirkt hat. Was macht die Stadt darüber hinaus kulturell für dich aus?** Wir haben enorm viele Kulturveranstaltungen in der Stadt. Bei uns ist das überwiegend traditionelle Kultur, das ist einfach historisch so gewachsen. Und dazu kann man auch stehen. Man muß Herbert Roth nicht lieben, aber er gehört zum Kulturgut der Stadt. Wir haben aber auch die städtische Galerie, die wirklich tolle Ausstellungen anbietet oder die MDR-Konzerte und die Reihe »Musikzauber«, wo anspruchsvolle klassische Musik gespielt wird. Da kommen 1500 Besucher, und das ist für so eine kleine Stadt beachtlich. Die städtische Bibliothek macht über 100 Lesungen im Jahr. Wenn man allerdings den Veranstaltungskalender durchgeht, dann gibt es vielleicht ein Dutzend Veranstaltungen mit Innovationscharakter, und der Rest ist eben traditionelle Kultur.

**Bestimmt die Tradition auch das kulturelle Klima in der Stadt?** Sie bestimmt das kulturelle Klima und die Charaktere der Menschen. Und sie bestimmt natürlich dann teilweise auch politische Entscheidungen. Dazu sind wir eine Stadt mit vergleichsweise hohem Altersdurchschnitt, und das wirkt sich auch auf das Kulturleben aus. Danach richten sich die Angebote der Kulturveranstalter. Jugendkultur findet kaum statt, weil es natürlich auch nicht mehr so viele jugendliche Interessenten gibt.

**Viele Kommunen in Thüringen stehen vor dem finanziellen Kollaps. Wie stellt sich die derzeitige Haushaltssituation in Suhl dar und welche Konsequenzen hat sie für die Kulturvereine?** Die Situation ist katastrophal. Wir haben ein Haushalts-Gesamtvolumen von etwa 100 Millionen Euro. Für die freie Kulturarbeit stehen ca. 20 000 Euro zur Verfügung. Davon werden aber seit Jahren nur 16 000 Euro ausgezahlt, 4 000 Euro bleiben in Reserve. Die 16 000 Euro müssen sich dann an die 200 Vereine teilen. Der Sport bekommt 55.000 Euro als

freie Mittel sowie Betriebskostenzuschüsse. Das gibt in etwa das Verhältnis wieder, was wir hier zwischen Sport und Kultur haben. Das Verhältnis ist meiner Meinung nach aber ausgewogen, Suhl ist eine Sportstadt. Beide Beiträge müßten aus meiner Sicht erhöht werden, was wohl illusorisch ist. Dazu kommt, daß der Haushalt in diesem Jahr immer noch mit 10 Millionen Euro im Minus ist. Wir haben bis jetzt noch keinen beschlossenen Haushalt. Das dauert wahrscheinlich noch bis Juni, und das bedeutet, daß es äußerst schwierig für die Vereine sein wird, ihre geplanten städtischen Zuwendungen abzurufen.

**Im letzten Jahr wurde in Suhl ein Kulturkonzept erarbeitet und beschlossen. Kannst du kurz schildern, wie der Prozeß verlaufen ist?** Es war ein langfristiger Prozeß, der etwa anderthalb Jahre andauerte, initiiert von kulturell interessierten Bürgern. Am Anfang waren das fünf, sechs Leute, später dann etwa 20. Die Leute wollten unabhängig von der Verwaltung eigene Ideen entwickeln. Später hat sich der OB eingeschaltet und zusätzlich einen Workshop organisiert. Da waren bestimmt 100 Leute da. Danach wurden zu verschiedenen Themen Arbeitsgruppen gebildet. Die Ergebnisse wurden dann zusammengetragen und zusammengefaßt. Dann haben sich der Kulturausschuß und die Verwaltung hingesetzt und daraus ein Kulturkonzept zusammengeschrieben.

**Bist du zufrieden mit dem Konzept?** Von den 16 Seiten, die das Konzept umfaßt, sind zwölf Seiten Bestandsaufnahme. Die restlichen vier Seiten sind aber inhaltlich so gestaltet, daß davon Impulse ausgehen könnten, wenn es denn der Stadtrat umsetzt. Aber da geht es schon los. Kaum hat es der Stadtrat beschlossen – übrigens einstimmig – kommt es zu ersten Unstimmigkeiten, zum Beispiel bei der Frage, wie Kultur in Zukunft finanziert werden soll. Jetzt ist eben der politische Wille zur Umsetzung des Kulturkonzeptes gefragt. Und es muß ein konkreter Maßnahmenplan erarbeitet werden.

**Im letzten Jahr wurde beschlossen, das Haus Philharmonie, das ehemalige Kulturhaus im Stadtzentrum, bis auf das denkmalgeschützte Eingangportal abzureißen und in ein »Haus der Wirtschaft« umzubauen. Du hast dich öffentlich für den Erhalt ausgesprochen und wurdest dafür scharf kritisiert.**

Ja, das stimmt. In einem ausführlichen Interview vor den Kommunalwahlen äußerte ich mich kritisch zu den Abriß- und Umbauplänen. Die ganze Geschichte schaukelte sich dann hoch. Es ging so weit, daß ich öffentlich über die Presse angegriffen wurde und einige Kulturausschußmitglieder hinter meinem Rücken an einem Abwahlverfahren bastelten. Das hat mir schon zugesetzt, denn hier ging es ja um nichts geringeres, als die Meinungsfreiheit.

**Dabei hatte der Verein »Aktiv für Suhl«, für den du im Stadtrat sitzt, ja ein Alternativkonzept vorgelegt.**

Ein Alternativkonzept hatten wir nicht vorgelegt, denn es gab bereits eine wesentlich kostengünstigere ausführliche Konzeption aus dem Jahre 2004. Aber wir hatten zur Entscheidungsfindung eine zweite Umbauvariante gefordert, was ungehört blieb und vom Stadtrat mehrheitlich abgelehnt wurde. Und wir haben vorgeschlagen, das Gebäude zukünftig für Wirtschaft und Kultur zu nutzen, weil sich weiche Standortfaktoren wie Kultur positiv auf die ökonomischen Verhältnisse auswirken. Schließlich wurde das Haus täglich von über 1000 Leuten besucht. Neben der Volkshochschule waren auch viele Kultur- und Sportvereine und ein Jugendclub darin untergebracht. Sicher, das Haus ist alt und schwierig zu sanieren, aber mit dem Neubau entsteht unter anderem ein neuer Konferenzsaal, obwohl wir im Congress Centrum (CCS) händelnd nach Belegung für die Konferenzsäle dort suchen. Fest steht, daß die zukünftige Frequentierung des Hauses erheblich unter der bisherigen liegen wird.

**Welche Konsequenzen ergeben sich für die Institutionen, die es vorher genutzt haben?**

Allen Vereinen hat die Stadt alternative Objekte angeboten. Allerdings liegen diese nicht mehr so zentral, und die Vereine sind nun verstreut über die ganze Stadt, was für die Nutzer und Interessenten alles andere als ideal ist, womit man sich aber arrangieren kann. Das weit größere Problem ist aber wohl, daß damit der einzige bezahlbare mittlere Veranstaltungsraum in Suhl weggebrochen ist. Die Anmietung des CCS ist für viele Kulturvereine unerschwinglich.

**Das ist wirklich absurd. In vielen Städten wünscht man sich ein zentrales »Kulturhaus« zurück – und in Suhl wird eines abgerissen.**

Es war einfach nicht gewollt, sich über Alternativen Gedanken zu machen. Zudem wird die Innenstadt mit dem Neubau immer unwechselbarer. Wenn man wie Suhl ein komplettes DDR-Stadtensemble hat, ist das natürlich vielen ein Dorn im Auge – diese 70er Jahre Bauten, das Kulturhaus oder das alte Centrum-Warenhaus, das 2006 abgerissen wurde.

Aber in 20 Jahren wäre es ein architektonisches Highlight gewesen – für alle, für die ganze Welt.

**Seit zehn Jahren organisierst du die Veranstaltungsreihe »Provinzschrei«. Sie ist ja auch der Versuch, etwas Neues, Alternatives nach Suhl zu bringen. Mit welchen Schwierigkeiten habt ihr euch zu Beginn konfrontiert gesehen und wo steht der Provinzschrei heute?**

Am Anfang gab es einige Schwierigkeiten. Vor allem mit dem Namen. Wir, daß heißt meine heutige Frau und unsere damaligen Mitstreiter, wollten einen knalligen Titel, der aneckt, der aber auch einprägsam ist. »Provinzschrei« war ideal. Von einigen Seiten kamen dann ganz erregte Rückmeldungen und Vorbehalte: Wir seien doch keine Provinz oder: Provinzschrei sei zu negativ. Nach drei, vier Jahren ist die Stadt als Mitveranstalter eingestiegen. Mittlerweile ist die Veranstaltung relativ gesichert, auch was das Finanzielle und das Image angeht, und die Zusammenarbeit mit der Stadt und den zahlreichen regionalen Unternehmen klappt ausgezeichnet. Aber nun haben wir durch den Abriß des Hauses Philharmonie keinen Veranstaltungsort mehr.

Der Schwerpunkt der Reihe liegt auf Literatur, ergänzt wird sie durch Theaterstücke, Ausstellungen oder Konzerte. Zahlreiche prominente Schriftsteller, Schauspieler, Musiker und Künstler konnten wir seither engagieren, was natürlich nicht so einfach ist. An Max Goldt waren wir beispielsweise acht Jahre dran, bis er gekommen ist. Wer will denn schon nach Suhl kommen, wenn Weimar, Erfurt oder Jena in der Nähe liegen? Aber wir haben ein tolles und vor allem sehr dankbares Kulturpublikum, welches unsere Angebote regelrecht aufsaugt.

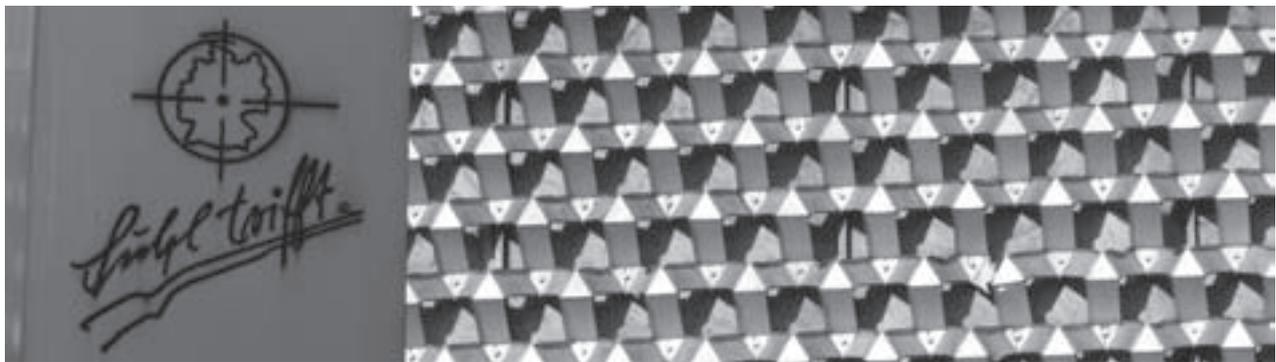
**Was wünschst du dir für Suhl in den nächsten Jahren?**

Ich wünsche mir mehr Lockerheit, mehr Offenheit für Neues. Ein Vorteil der Kleinstadt ist ja, daß man Kultur relativ einfach anbieten kann, wenn man seinen Publikumskreis findet. Daher hoffe ich, daß nicht alle kulturinteressierten Leute wegziehen und etwas Kultur auch in Suhl bleibt.

**» vollständiges Interview unter [www.heft-online.de](http://www.heft-online.de)**



Foto: Ulrich Fischer



# die stadt vor lauter waffen nicht.

**Maria Luisa Leypold lebt in Suhl. Sie schildert die Stadt, wie sie sie erlebt, aus der Sicht einer 14-jährigen Schülerin.**

Puh, es ist Freitag und der Schulalltag fast geschafft! Ich eile zum Bus und sehe, wie jeden Morgen, die gleichen Menschen mit hängenden Mundwinkeln. Die Gesichter sind von Unzufriedenheit geprägt. Es gibt in den Menschen so viel Haß, daß sich das Lästernetz in alltäglichen Strukturen einwirrt – selbst an der Bushaltestelle.

Drei Stunden später. Es ist Hofpause und ich verabrede mich mit meinen Freunden für den Nachmittag. Unter dem Baum versteckt zünden sich meine Mitschüler Zigaretten an und ihre Pause wird zum Trinkspiel. Die Energie wird zur Prügelei.

Schule geschafft. Meine Freunde und ich laufen, wie so oft, zur kleinen Kapelle am Berg, der Ottilie. Dieser Ort thront über ganz Suhl. Wir sehen die Neublocks und wissen, an einem dieser Fenster könnte gerade unsere Oma oder unsere Eltern stehen. Wenn wir so über Suhl hinweg schauen, kommt es uns so ruhig vor, so leise, so schön. Wenn die Sonne scheint, ist es schön hier in meiner Heimat. Wir genießen den Wald und die Berge. In diesem Moment vergessen wir unsere Unzufriedenheit.

Die Großstadt könnte uns so etwas gewiß nicht bieten und uns fällt auf, wie wichtig uns unsere kleine Waffenstadt doch ist.

Ich gehe mit meinen Freunden gerne in die Stadt. Wir laufen durch die Einkaufspassagen und sehen neben leeren Ladenlokalen nur vereinzelt ein paar Leute. Mir schießen viele Gedanken durch den Kopf. Ich steuere mit meinen Freunden in Richtung Stadtzentrum, wo gerade ein Bus ankommt – keiner steigt ein oder aus. Einfach nur Leere. Das ist für mich sehr deprimierend, und in meinen Gedanken vergleiche ich, wieviele Menschen in einer Stadt mit Leben ausstiegen. Ich schaue

zur Brücke empor, für diese feierte die Provinz sogar ein Fest. Für was sollte man hier sonst feiern? Ich gehe in das Einkaufszentrum und ich sehe, daß ein Geschäft schließt. Wieder einmal. In diesem Moment habe ich den Eindruck, daß Suhl immer mehr schrumpft und noch grauer und verlassener wird.

Ich versuche meine Gedanken zu unterdrücken und beschließe mit meinen Freunden einen Spaziergang zu machen. Doch auf einmal erscheint uns alles so grau und trüb. Es wirkt alles so leer, und ich habe plötzlich das Gefühl, daß ich nicht mehr lange hier leben kann. An den Seiten der Straßen sehen wir Jugendliche, die sich mit Alkohol, Zigaretten und Drogen zudröhnen. Sie haben den Drang, etwas zu erleben, aber das ist in der Provinz kaum möglich. Wir rätseln, warum Suhl nicht in die Jugend investiert. Ich erinnere mich, daß es früher eine größere Auswahl an Jugendtreffs gab. Die wurden leider alle nach und nach geschlossen. Warum wird dann eine Brücke eingeweiht, obwohl zwanzig Meter weiter eine andere zu finden ist?

Ich würde gerne mit meinen Freunden etwas erleben, Spaß haben, aber das ist hier kaum möglich. Es verdeutlicht mir immer mehr, daß ich Fernweh nach der Großstadt habe. Wir versuchen, uns die Zeit in einer Kneipe zu vertreiben. Viele versuchen, die Langeweile im Alkohol zu ertränken. Komisch, daß Minderjährige so leicht an Alkohol kommen, denke ich. Ich finde es einfach nur widerlich, wie der Barkeeper grinsend irgendetwas zusammenpanscht. So weit, bis sie besoffen auf dem Boden liegen. Für mich ist es unmöglich, den Alkoholkonsum meiner Freunde zu verhindern, denn für sie sind Saufgelage normal. Angetrunkene Skinheads verprügeln meinen besten Freund, und niemand tut etwas. Ich bekomme Angst und meine Freunde versuchen mich zu beruhigen. Für mich ist das kein Spaß.

All das ist für mich ein Grund wegzuziehen, obwohl ich den Wald so liebe.

# soziale mikroskope.

Ein Blick auf Ernst Abbe, einen Thüringer Unternehmer, der vor 120 Jahren einen sozialen Standard einführte, der heute – trotz ständig gestiegener Produktivität – kaum noch erreicht wird.

Geboren wurde Ernst Abbe am 23. Januar 1840 in Eisenach, als Sohn eines Spinnereiarbeiters. Der hochintelligente Junge stammte aus ärmlichen Verhältnissen, nur ein Stipendium ermöglichte ihm den Besuch einer höheren Schule und später der Universität. Er studierte Physik in Jena und Göttingen, promovierte 1861 und erhielt 1870 eine außerordentliche Professur an der Universität Jena.

Der Bedarf an hochwertigen Instrumenten führte Abbe erstmals in die Werkstätten von Carl Zeiss. Zeiss, der die Mikroskopfertigung auf eine wissenschaftliche Basis stellen wollte, konnte Abbe dafür gewinnen. Die Umsetzung von Abbes Theorie der optischen Abbildung brachte den Durchbruch für die Firma, die fortan jahrzehntelang eine Spitzenstellung in der optischen Industrie innehatte. 1875 wurde Abbe Teilhaber des Zeiss-Werkes; nach dem Tod von Carl Zeiss und dem Ausscheiden seines Sohnes Roderich Zeiss wurde er alleiniger Besitzer des Betriebes sowie Teilhaber am Glaswerk.

Das bedeutete für den Unternehmer Abbe ungeahnten Reichtum, den er nach gängiger Praxis für sich allein hätte beanspruchen können. Arbeitskräfte waren damals im Überfluß vorhanden, ein 16-Stunden-Tag zu Niedrigstlöhnen üblich. Doch das widersprach Abbes Idealen: Die Arbeitsverhältnisse in seinem Unternehmen sollten so gestaltet sein, »daß der Unternehmer selber in ihm als Arbeiter tätig sein könnte, ohne daß sein Stolz daran Anstoß nehmen müßte«. Den Gewinn der Firma definierte er als Ergebnis der Arbeit aller Beteiligten und, abgesehen von einem Gehalt für die eigene Arbeit, als öffentliches Gut, was auch der Allgemeinheit zugute kommen müsse.

Entsprechend dieser Überzeugungen gründete Ernst Abbe die Carl-Zeiss-Stiftung, in die er die Firma 1891 überführte. Mit dem Statut der Stiftung regelte Abbe umfassend und weitsichtig die Verwendung des Firmenüberschusses für den Erhalt des Betriebes, für die Forschung und die Förderung der Universität Jena, sowie tarifvertragliche Regelungen zugunsten der Mitarbeiter. Mit dem Geld der Stiftung stand dem Zeiss-Werk Kapital zur Verfügung, das weder plötzlich zurückgezogen werden noch Dividende fordern konnte.

Abbe war an einer dauerhaften, qualifizierten Mitarbeiterschaft interessiert. Er führte den 8-Stunden-Tag ein und zahlte überdurchschnittlich hohe Löhne. Die Mitarbeiter hatten Anspruch auf bezahlten Urlaub und

eine Rente, die bis zu 75 Prozent des Arbeitslohnes betrug. Mußte ein Mitarbeiter entlassen werden, stand ihm eine derart hohe Abfindung zu, daß die Entlassung vorher wohlüberlegt sein mußte. Es gab eine Gewinnbeteiligung für die Mitarbeiter. Für Führungskräfte hingegen gab es diese nicht und ihr Gehalt durfte maximal das zehnfache des durchschnittlichen Arbeitslohnes betragen. Abbe selbst schöpfte diesen Rahmen nie voll aus. Durch alle diese Regelungen würdigte Abbe den Beitrag aller Beteiligten und er wollte sichergehen, daß das Hauptinteresse der Firmenleitung nicht am höchstmöglichen Gewinn, sondern an der Qualität der Erzeugnisse orientiert bleibt. Abbe erkannte klar die durch die industrielle Produktion entstehenden Probleme für die Angestellten. So nennt er zum Beispiel die entstehende Abhängigkeit, den Zwang zur Arbeit, die fehlende Beteiligung an den Produktionsmitteln und die Beschränkung der Eigeninitiative.

Trotz dieser Erkenntnis ging es Ernst Abbe nur um Sozialreformen und nicht um eine grundlegende Umwälzung der Produktionsverhältnisse. Karl Marx, Friedrich Engels oder später Rosa Luxemburg bezeichneten solche Bemühungen wie die Ernst Abbes und anderer als »reformistisch« und kritisierten sie als Ablenkung vom eigentlichen Ziel, nämlich der Vergesellschaftung der Produktionsmittel zum Nutzen aller. Daß Abbe nicht weiter ging, mag daran liegen, daß er das Scheitern der Märzrevolution von 1848 erlebt hatte, wohl aber auch an seiner Auffassung vom Charakter eines bürgerlichen Staates.

Auch wenn Abbe von vielen Zeitgenossen und Unternehmerkollegen belächelt wurde, dem wirtschaftlichen Erfolg des Unternehmens taten seine Maßnahmen keinen Abbruch. Ob jedoch Marx oder Abbe am Ende Recht erhalten wird, diese Frage kann nur die Zukunft beantworten. Mit Blick auf die gegenwärtige Krise des Kapitalismus' läßt sich zumindest aber festhalten: Man muß sich schon sehr wundern, wenn seitens einer aggressiven Wirtschaftslobby fortgesetzt die Mär von der Unumgänglichkeit von Lohnverzicht verbreitet wird. Das erscheint um so unverständlicher angesichts einer enorm gestiegenen Produktivität, was nichts anderes bedeutet, als daß mit immer weniger Aufwand (Arbeit) immer mehr produziert werden kann. Eigentlich ein Grund zur Freude.

Mirjam Seifert

» Karl Alle » Peter Ambrus » Frau Antje » Ulli Aschenbach » Thomas von Aspirin  
» Anne Aulinger » Jim Avignon » Volker B. » Hamza Barakat » Andreas Bauer  
» Klaus Baum » Till Bender » Horst Bekasinski » Jörg Berglinger » Christiane Berndt  
» Jaromir M. Bocksberg » Dominik Boll » Helga Breitenschädel » Jürgen Brugger  
» Lisa Burkhardt » Klaus Buschendorf » Benjamin Damm » Annette Deter  
» Frank Diehn » Peter Dietze » Katja Ellguth » Anna Engler » Clara Ehrenwerth  
» Linda F. » René Ferchland » Jana Fischer » Adina Frank » Beatrice Frank  
» Kathrin Franke » Anne Fromm » Annemarie Frey » Paolo Fusi » Sven Gatter  
» Andreas Gelbhaar » Martin Gottschild » Hermann Josef Hack » Anja Haering  
» Jens Hartmann » Boris Hajdukovic » Lena Hammerschmidt » Andrea Heese-Wagner  
» Albert Heidler » Peter Heilbronn » Finn-Ole Heinrich » Hanaa Helwa  
» André Herrmann » Rita Herwig » Inga Hettstedt » Eberhard Hierse » Katharina Hof

---

## zwanzigmal hEft (2005 bis 2010).

---

» Paul Hofmann » Matthias Hohmann » Nancy Hüniger » Ulli Irrgang » Olga Jagel  
» Suse Janetzki » Little John » Sven K. » Tibor Keil » Veit Keller » Jens Keßler  
» Jens Kirsten » Jana Klar » Mario Klemm » Frank Klötgen » Kerstin Köhler  
» Jaromir Konecny » Andreas Kotter » Maxi Kretzschmar » Andreas Kubitza  
» André Kudernatsch » Christian Kujat » Thomas Kummerow » Kurak  
» Johannes Lange » Eva Lenz » Rosa Linke » Frank Lipschik » Maik Lippert  
» Jingyun Liu » Steffi Loos » Elisabeth Luther » Marion Mayer » Ulrike Melzer  
» Katrin Marie Merten » Kai Mertig » Johannes Millan » Ernst Molke » Monique Molke  
» Vania Bastos Des Araújo Morais » Tobias Müller » Peter Neumann » Jon Nielsen  
» Sebastian Offenbecher » Lars Overmaas » Stefan Petermann » Marc Penchenat  
» Alexander Platz » Erik Plummer » Tobias Prüwer » Thomas Putz » Marcus Quent  
» Jana Rabisch » Ulrike Rauchmaul » Peter Raulfs » Julia Reinard » Mathias Rhode  
» Sebastian Riedel » Martin Rieger » Tom Ritschel » Ronny Ritze » Susanne Rödiger  
» Steffen Roye » Ralf Rudolffy » Sylke Rupprecht » I. Sabschewski » Ulf Salzmann  
» Clemens Schittko » Theo Schley » Kathleen Schlott » Thomas Schmidt  
» Jana Schneider » Constantin Seibt » Dag Schölper » Franziska Schramm  
» Peter Schuck » Paulina Schulz » Stefan Schütz » Nele Sickel » Johannes Smettan  
» P. Soller » Kristina Stanczewski » Christoph Steier » Fred Stein » Dirk Steinig  
» Bernd Stickelmann » Daniel Tanner » Dirk Teschner » Anne-Katrin Thierschmidt  
» Udo Tiffert » Sebastian Tippelt » Die Güte Üte » Jens Uhlig » Sandra Uhlitzsch  
» Konstantin B. Umicewski » Peter Paul Verdandi » Kathrin Vitzthum » Antje Wagner  
» Stefan Werner » Jonas M. Wetzels » Poul Weygel » Sabine Wiedemann  
» Franziska Wilhelm » Steffi Winkler » Ingeborg Wolf » Kerstin Wölke » Ingo Wolf  
» Lula Wolf » Norman Zacharias » Christopher Zobel

Wer nicht arbeitet hat auch keinen „Feierabend“, kann auch nicht einfach mal „Blau machen“, könnte man meinen. In Erfurt wird sich dies bald ändern, wie Ventil e.V. verrät.

# Hartzer machen „Blau“

Der Handel mit Waid nebst dem daraus gewonnenen blauen Farbstoff verhalf Erfurt einst zu Reichtum und Ruhm. Wehmütig erzählen die Stadtführer den Touristen, wie es damals war. Heute ist Erfurt fast pleite. Überall fehlt es an Geld, soziale und kulturelle Einrichtungen können nicht mehr finanziert werden. Doch warum nicht auch mal zurückblicken, wenn neue Wege gefragt sind?

Ventil e. V. fordert: **Mit Waid in eine goldene Zukunft!**

Durch die Wiederbelebung des Waidanbaus und der Farbherstellung können bald viele städtische Gebäude ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt werden. Statt Kabarett, Puppentheater und Galerien, welche der Stadt jährlich ohnehin mit hunderttausenden Euro auf der Tasche liegen, kann in den Waidspeichern wieder Blau gemacht werden. Ein Stück lebendige Geschichte und eine Wohltat für die städtischen Finanzen. Die Infrastruktur ist also da, zumal in der Innenstadt noch immer Flächen auf die Begrünung warten (Hirschgarten, Domplatz, Topf und Söhne-Gelände). Schaufärben, Kurse („Ich färbe meinen eigenen Blaumann“) und Veranstaltungen (Blauer Bock) vervollständigen das Programm. Und auch für unsere Langzeitarbeitslosen gibt es eine zumutbare Arbeit. Während in anderen Städten bald Schneeschippen und ähnliches angesagt sein wird, kann sich der hiesige Hartzer im Bierzelt vergnügen. Denn für die Farbherstellung wird mit Alkohol angereichertes Urin in großen Mengen benötigt. Und daran sollte das Projekt nicht scheitern ...



*Immer noch öde: der Hirschgarten. Doch nicht mehr lange. Bald schon wird sich auch dieser Schandfleck in eine blühende Färbewaid-Landschaft verwandeln und unseren Augen schmeicheln.*



*„Erfurt macht Blau - wir machen mit“ - so lautet das neue Stadtmotto.*

*Am ersten „Blauen Montag“ folgten viele Erfurter dem Aufruf und kamen auf den Domplatz zum Biertrinken und -ausscheiden. Auch auswärtige Prominenz war zugegen (Wolf Biermann, Margot Käßmann, Richard von Waihsäcker).*

*Bei der Endausscheidung war der Andrang so groß, dass sich teilweise Schlangen vor den Urinsammelstellen bildeten. Gegen Feierabend wurde es dann richtig lustig - auch dank der tollen Musik von „Blue System“ und 10 Hektoliter Bier, welche zur Urinherstellung kostenlos bereit gestellt wurden. In einer unterirdischen Pipeline wird die wertvolle Flüssigkeit zur Weiterverarbeitung direkt in den benachbarten „Waidspeicher“ (ehemals Puppentheater/ Kabarett) geleitet.*

Ventil e.V. sucht in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis „Erfurt macht Blau“ Langzeitarbeitslose, welche in der Lage sind, gemeinsam mit Kollegen viele Liter Bier zu trinken und wieder auszuscheiden ohne umzufallen. Der Besitz eines Führerscheins ist nicht erwünscht.

Wenn Sie sich für geeignet halten, melden Sie sich heute noch bei:

## Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

Schlachthofstraße 33a, 990815 Erfurt

# die krumenjäger des kapitalismus'

Ein Zeichen dafür, daß der Kapitalismus an seiner letzten Haltestelle angehalten hat und der Fahrer abgehauen ist, ist die ominöse Zunahme der Scheidungs- und Erbschaftsprozesse. Von Paolo Fusi

Die Scheidungs- und Erbschaftsprozesse sind im letzten Jahr weltweit um 65 Prozent gestiegen. Die kleinen Monster, die wir mit müden, regungslosen Lippenbekenntnissen und zuviel Glotze, Süßigkeiten und leere Versprechungen großgezogen haben, kehren uns den Rücken und beißen so stark wie möglich die Hand, die sie geschlagen, gestreichelt und gefüttert hat.

Das Paradebeispiel ist der Prozeß gegen Liliane Bettencourt Schueller, die Tochter des Gründers von L'Oreal (die Firma, die unter anderem Yves Saint Laurent, Garnier und weitere Schönheitsmarken kontrolliert). Liliane ist nun fast 90 Jahre alt und hat fast 25 Milliarden (sic!) Euro geerbt. Die hat sie von ihrem Vater Eugene Schueller (einer der größten Geldgeber des Nationalsozialismus' in Frankreich) und ihrem Mann André Bettencourt (ein Schüler von Eugene Schueller) geerbt. Zusammen mit einem riesigen Koffer voller Nestlé- und L'Oreal-Aktien, logischerweise.

Frau Bettencourt Schueller wurde Ende 2009 von ihrer Tochter Françoise und deren Mann Jean-Philippe Meyers verklagt. Die Anschuldigung: Mutti Liliane habe einen Liebhaber, ein gewisser François Banier, Maler und Photograph, dem Mutti angeblich 1 Milliarde Euro geschenkt habe. Er ist etwa 30 Jahre jünger als sie. Also, Mutti ist gaga, soll nicht mehr über ihr Vermögen verfügen dürfen und unter Vormundschaft gestellt werden. Meyers ist der Sohn einer reichen und angesehenen hebräischen Familie und Verwaltungsratsmitglied von Nestlé. Soviel zur Unbefangenheit – denn, wird der Prozeß gewonnen, gibt's die Nestlé-Aktien gratis, ohne bis zum Ableben der alten Dame warten zu müssen.

Klarer Fall, Mutti ist mir sympathischer als die Erben. Betrachtet man die Tatsache, daß die Tochter und ihr Mann keine Kinder in die Welt gesetzt haben, ganz zum Nutzen der Umwelt, freut man sich um so mehr für die angeblich lustige Witwe. Und bitte, wäret ihr über 80

und würde eine Hübsche oder ein Hübscher an eurer Tür mit offener Hose und offener Hand anklopfen, würdet ihr die kleine Spende gegen diese Leistung verweigern?

Hinzu kommt, daß die Tochter genau dieselbe Summe bereits geerbt hat – sie muß also auf Manches verzichten, es geht ihr aber einigermassen gut, denn sie kann bis zu 70 Millionen Euro im Monat ausgeben, ohne ihr Kapital antasten zu müssen.

Da kommt mir sofort eine Idee: Wie viele Hübsche hat Erfurt? 2500, die auch belesen, vornehm und sauber sind? Machen wir 50.000 pro Pikenschlag an die Alte? Dann hat Bausewein das Budget für die nächsten Jahre ausgeglichen und es bleibt sogar was übrig für die Kultur.

Komisch ist nur, daß Liliane das Geld dem Maler bereits ausgezahlt hatte, als ihr Mann noch lebte. Er selbst hatte die Auszahlungen mit genehmigt. Brrr, was man sich darunter vorstellen darf, das gibt's nicht mal in »Gutes Zeichen, Schlechtes Schleichen«, »Mariendoof« oder »Verdorbene Triebe« ...

Aber meine Lieblingsgeschichte ist eine andere: Sie erzählt von Alexander, vor der Wende knapp 20 und aufgrund seiner kommunistischen Verdienste Chefkollerteiler in einem Supermarkt für Elektrogeräte in Moskau. Die Perestrojka bringt die Privatisierung der Kette und Alexander kauft sie für nominal 1 Rubel. Er macht daraus eine Schickeria, nur teures Zeug für neue Reiche – und er wird selbst reich. Also läßt er sich scheiden und heiratet seine Sekretärin, Irina, nachdem er sämtliche Aktien seiner Kette ins Ausland geschafft und versteckt hat, so daß die erste Ehefrau fast leer ausgeht. Das Geld verwaltet sowieso Irina, die von Alexander nun auch eine Ausbildung als Financier bezahlt bekommt.

Die beiden ziehen nach London, denn Alexander will auch einen Fußballverein besitzen, so wie Abramovic, und nichts tun. Er verkauft seine Anteile an der Supermarktkette, steckt mit Irina das Geld in eine kleine Bank, die auf hochriskante Finanzgeschäfte spezialisiert ist, und wird noch reicher. Dann verkaufen die beiden auch die Anteile der Bank und stellen fest,



sie sind fast Milliardäre geworden sind. Sie kaufen in London Immobilien an und langweilen sich zu Tode.

Also verliebt sich Alexander in eine Universitätskollegin seines Sohnes aus erster Ehe, Jegor. Vanessa ist Engländerin, blond, langbeinig und wild. Perfekt. Alexander baut eine Falle für Irina, zusammen mit dem Mädchen und seinem Sohn Jegor. Sämtliche Anteile an allen Firmen von Alexander werden entweder Jegor oder Vanessa übertragen. Dann reicht Alexander die Scheidung ein. Die Firmen sind überall verteilt: Nevis, Lettland, Seychellen, Isle of Man, Vanuatu, Curaçao ... Alexander freut sich über seine Schläue und bereitet sich darauf vor, London in Richtung Miami zu verlassen und ein neues Liebes- und Luxusleben zu beginnen.

Doch Irina ist nicht auf die Nase gefallen. Sie weiß selbst, wie man Vermögenswerte in Steuerparadiesen versteckt. Also enttarnt sie Alexanders gesamte Struktur. Sie klagt, er wehrt sich, sie treffen sich vor Gericht und erleben die größte Überraschung ihres Lebens. Denn Jegor und Vanessa haben heimlich geheiratet. Jegor hat das alles organisiert, um sich zu rächen, weil der Vater seine Mama verlassen und in Armut zurückgelassen hat. Vanessa hatte sich bereiterklärt, dem Papa ein bißchen bettlichen Rock'n'Roll zu gewähren, so daß er keinen Verdacht schöpfen möge. Das ganze Geld ist nun zwischen Vanessa und der Mama von Jegor verteilt, alles in den USA und auf die Britischen Jungferninseln transferiert – welche Ironie. So entscheiden sich Irina und Alexander, wieder ein Team zu werden, und klagen gegen Vanessa, Jegor und seine Mama.

Aber, die Achterbahn ist noch nicht zum Stillstand gekommen. Jegor wird festgenommen, als er versucht,

London gen Miami zu verlassen. Der Haftbefehl kommt aber nicht von seinem Vater, sondern von ... Vanessa. Das Mädchen hat ihn wegen Gewalt und Brutalität angezeigt, die Scheidung beantragt und beschlossen, ihr Leben mit einer Rechtsanwältin aus Portugal in Miami zu verbringen – mit dem ganzen Geld! Nun entscheidet Jegor, neben seinem Vater und der Stiefmutter, gegen Vanessa zu klagen. Doch inzwischen hat das ganze Brimborium den Fiskus aufgeweckt. Rußland, England und die Vereinigten Staaten einigen sich auf ein Hauptverfahren in Rußland, auch Vanessa wird zur Kasse gebeten.

An diesem Zeitpunkt werde ich beruflich in die Geschichte einbezogen. Ich berate den Rechtsanwalt, der nun alle (Vanessa inbegriffen) gegen den Fiskus verteidigt. Die Moral: a) die Familie gewinnt immer, am Schluß sind alle diese Leute wieder zusammengekommen und haben Frieden mit ihren Schwächen geschlossen. Sie akzeptieren zu teilen, denn worum es in diesem Fall – wie in so vielen anderen – geht, die ich betreut habe oder worüber ich informiert wurde, ist, die Krume des Kapitalismus sicherzustellen, bevor sie jemand anderer weg ißt; b) in einer Welt, in der kein kapitalistischer Mehrwert (auch in den Gefühlen) mehr geschaffen wird, soll man die eigenen Verwandten essen, denn sie sind einfacher anzubeißen als die Fremden; c) daß in diesem Schlamassel der Verkauf einer sexuellen Leistung der einzige Beruf bleibt, der Zukunft hat.

In dieser Geschichte finde ich Vanessa am geilsten. Und ich wette, jetzt, da ich sie persönlich gesehen habe, daß wir in Erfurt weit mehr als 2500 Hübsche fänden werden, die nächstens gerne ein bißchen an ihr herumstapsten oder herabstöberten oder emporfippelten.



# homo homini lupus.

Die Annahme, daß der Mensch dem Menschen ein Wolf sei, und sich seinem Gegenüber von Natur aus wie ein Raubtier verhalte, behauptet sich hartnäckig in den Köpfen. Von Alexander Platz

## Teil V (und Schluß): Sozialismus und die Natur des Menschen (3)

Ist der Mensch dem Menschen ein Wolf? Sind alle sozialistischen »Experimente« von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil der Sozialismus nicht der Natur des Menschen entspricht? Das sind noch immer die Ausgangsfragen. Bisher bleibt – in gegebener Kürze – festzuhalten, daß der Mensch – im Unterschied zu allen Tierarten – seine Umwelt entsprechend seinen Vorstellungen gestalten kann. Er ist dabei gleichzeitig Sklave seiner Bedürfnisse und mangelnde Verfügung über die entsprechenden Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse, führen zur Manipulierbarkeit im Interesse derjenigen, die über diese Mittel verfügen. Ungleichheit unter den Menschen wird von der bürgerlichen Wissenschaft seit »uralten Zeiten« mit der unterschiedlich ausgeprägten Fähigkeit begründet, die eigenen Triebe besser oder schlechter beherrschen zu können. Deshalb spalte sich die Menschheit von Natur aus in Herrscher und Beherrschte. Die Ungleichheit unter den Menschen entspringt demnach ihrem Wesen und nicht den gesellschaftlichen Verhältnissen.

Irrationale Bedürfnisse – wie einen Kinobesuch, ein Bier in der Eckkneipe oder die Teilnahme an einer Klassenfahrt – schminkt man sich besser ab oder redet sie dem Nachwuchs aus. Wer sich der Vernunft (also den Sachzwängen der »sozialen Marktwirtschaft«) nicht unterwirft, nicht unterwerfen will oder kann, gilt als gestört, gefühlsduselig oder populistisch. Der Dualismus zwischen Vernunft (gesellschaftliche Sachzwänge) und Gefühl (individuellem Bedürfnis) scheint unüberbrückbar.

Dies gilt zweifellos für Gesellschaften, in denen sich die »Vernunft« im wesentlichen auf die (möglichst geräuschlose) Anpassung an die gesellschaftlichen Strukturen beschränkt. Nicht angepasstes Verhalten gilt als irrational. Gefühle sind aber nicht von vornherein irrational, wie die Kritische Psychologin Ute Osterkamp in ihrem Text »Hat der Marxismus die Natur des Menschen verkannt?« feststellt. Angst und Aggression sind beispielsweise immer auch Ausdruck nicht gesicherter individueller Existenz bzw. mangelnder Bedürfnisbefriedigung – körperlich und seelisch. So ist ein geklautes Auto immer auch eine Kritik an den bestehenden Besitzverhältnissen und

der ungleichen Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums. Die bürgerliche Wissenschaft hingegen leugnet diesen Aspekt oder nimmt ihn erst gar nicht wahr. Ihre einzige Antwort ist Repression oder individuelle Therapie, die dem verirrtten Wesen zurück in die Gesellschaft der Angepassten helfen soll.

Die Umkehrung von Ursache und Wirkung der Unterdrückung ist ein wesentlicher Bestandteil der bürgerlichen Wissenschaft und Ideologie. Und sie hat eine lange Tradition. Schon Engels stellte in seiner Schrift »Die Lage der arbeitenden Klasse in England fest«, daß sich die englische Bourgeoisie immer wieder über die »Zügellosigkeit der Genußsucht« und den »Mangel an Fügsamkeit in die soziale Ordnung« der Arbeitenden empörte, worin sie letztlich auch die Ursache für die katastrophalen Lebensverhältnisse sah. Ein gängiger Vorwurf – so Engels – habe gelautet, daß die Arbeiter auch »während der Zeit, da der Lohn hoch ist, ihr Geld verprassen, statt für die Zukunft vorzusorgen«. So wie eben Hartz-IV-Empfänger\_innen heute unterstellt wird, sie steckten ein paar zusätzlich gewährte Euro nicht in ihre Kinder, sondern in Alkohol und Zigaretten. Weshalb man sie ihnen selbstverständlich verweigern müsse.

Der Mensch gilt der bürgerlichen Ideologie – nach wie vor – seinem Wesen nach als zügellos und egoistisch, ihm wird gar eine genetische Disposition zum Egoismus unterstellt. Engels weist jedoch darauf hin, »unter den jetzigen sozialen Verhältnissen ist es ganz klar«, daß der Mensch »gezwungen wird, Egoist zu sein«. Egoistisches Verhalten zahlt sich aus, heute wie vor 150 Jahren, da sich die gesellschaftlichen Strukturen – in ihren Grundzügen – seither nicht verändert haben. Sie belohnen egoistisches Verhalten nicht nur, sie erfordern es. Und der Mensch passt sich dem – gezwungenermaßen – an.

Das bedeutet aber noch lange nicht, daß er auch die genetische Disposition zum Egoismus hat (siehe dazu auch Teil I dieser Serie). Das wiederum gibt Anlaß zur der Hoffnung, daß es sich beim Menschen nicht um einen hoffnungslosen Fall handelt – entgegen allem anders lautenden, neoliberalen Müll, der heutzutage kolportiert wird. Wiederum mit Engels bedeutet es schlicht und einfach, »daß die jetzigen sozialen Verhältnisse nichts taugen.«



# sexualität und kapitalismus.

Wi(e)derdienatur macht Theorie. Wir wollen den Zusammenhang von Sexualität und Kapitalismus verstehen. Mit Liebe- und Beziehungskritik haben wir uns schon jahrelang auseinandergesetzt. Aber Sex hat nicht nur im wahren Leben, sondern auch in der Theorie nicht notwendig mit Liebe zu tun. Deswegen sind unsere Ausführungen zu Sex und Kapitalismus eher fragmentarisch und dokumentieren unseren derzeitigen Diskussionsstand. Die vielen Fußnoten zeigen Grenzen und Widersprüche auf und sollten daher auch gelesen werden

**Unterdrückt der Kapitalismus die Sexualität?** Der erste Versuch, Sex und Kapitalismus politisch zusammen zu denken, ist die Bewegung für Sexualökonomie und Politik (Sexpol) in den 1930er Jahren.<sup>1</sup> Mit Schulungen, Veranstaltungen und in Beratungsstellen werden vor allem junge Arbeiter/innen über Sexualität aufgeklärt. Die Zeiten sind andere als heute, Verhütungsmittel sind schwer zu bekommen und ein eigenes Zimmer, geschweige denn eine eigene Wohnung, ist Luxus und für die Arbeiterjugend und nicht bezahlbar. Daher argumentierte die Sexpol, daß der Kapitalismus einer Erfüllung der sexuellen Bedürfnisse entgegen stünde.<sup>2</sup> Das begründete einen sexualitätspolitischen Antikapitalismus auf der praktischen und die Repressionshypothese auf der anderen Seite.

»Der Kapitalismus unterdrückt die Sexualität«, behauptet Wilhelm Reich, Vordenker der Sexpol-Bewegung. Er argumentierte weiter, nicht genutzte sexuelle Energie würde sich im Menschen anstauen und Lust an der Unterwerfung produzieren. Gleichzeitig geht er davon aus, daß Sexualität ein Potential zur gesellschaftlichen Befreiung in sich birgt – wenn nur die sexuelle Energie freigesetzt würde. Um das zu befördern, baut Reich einen Orgon-Akkumulator, ein metallverkleideter Holzkasten, der sexuelle Orgon-Energie konzentrieren soll<sup>3</sup>, um den »Triebstau« zu überschwemmen und damit die Repression – im Inneren wie in der Welt – hinwegzuspülen.

1933 wird Reich aus der KPD und aus der Internationalen Psychoanalytischen Gemeinschaft ausgeschlossen. Ob das an der kleinbürgerlichen Sexualmoral der Kommunisten lag oder an einer begründeten Kritik an Reichs Vorstellungen, ist von heute aus schwer zu sagen.

Spätere Reichianer/innen verkaufen möglichst wahlloses Rumficken als Schlüssel zur Befreiung. Vor allem in der 1968er Bewegung wird der Kurzschluß »Ficken macht revolutionär« zum Credo von Psycho- und Polit-Sekten wie der Aktionsanalytischen Organisation (OOA), die am Ende wegen massenhafter sexueller Übergriffe gegenüber Minderjährigen aufgelöst wurde.

**Repressionshypothese, die zweite.** Auf eine weniger mechanistische und überhaupt nicht aktivistische Variante macht die Kritische Theorie die Unterdrückung von Sexualität im Kapitalismus zum Thema.<sup>4</sup> In Anschluß an Freud<sup>5</sup> sahen Leute wie Herbert Marcuse die Entwicklung der Menschheit analog zur Entwicklung des einzelnen Individuums als Prozeß der fortschreitenden Unterdrückung der Natur an<sup>6</sup>:

*Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische zweckgerichtete Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt.*<sup>7</sup>

Im Sinne der Kritischen Theorie ist Subjektivität also schon immer eine Bearbeitung einer vorab gegebenen inneren Natur. Ein gewisses Realitätsprinzip, das den unmittelbaren Lustgewinn zugunsten einer langfristigeren Perspektive zurückstellt, sehen sie als notwendig für die Entwicklung der Menschheit an. In der bisherigen Geschichte hatte das immer etwas repressives.<sup>8</sup> Marcuse nennt in »Triebstruktur<sup>9</sup> und Gesellschaft« die aktuelle Form des Realitätsprinzips »Leistungsprinzip«. Dem Leistungsprinzip entspricht eine spezifische Sexualität<sup>10</sup>: Damit rational gearbeitet werden kann, darf es nur bestimmte Körperteile geben, denen gewissermaßen sexuelle Handlungen zugestanden sind. Nur so können die Menschen in der Produktion bestehen – würden andere Körperteile lustbesetzt sein, wäre die Rationalität im Arbeitsprozeß nicht mehr gewährleistet. Zudem ist Sexualität im Kapitalismus der Logik der Fortpflanzung unterworfen. »Zwecklose« – nicht genitale und damit unvernünftige – sexuelle Handlungen würden weder das Nachwachsen neuer Arbeiter/innen sicherstellen, noch eine geordnete Gesellschaft garantieren und werden daher als pervers abgewertet.

Marcuses Utopie ist aber nicht mehr wie bei Reich die naive Befreiung der Triebe, sondern eine Gesellschaft mit einem nicht-repressiven Realitätsprinzip, in der Kulturentwicklung und Lustentfaltung sich nicht mehr widersprechen. In der unglaublichen Entfaltung von Produktivkräften sieht er das Potential, die Lebensnot – den Mangel, der die Unterdrückung von

Trieben notwendig macht – abzuschaffen. Durch eine neue, nicht mehr der Profitmaximierung unterworfenen Nutzung von modernen Technologien könnten sich die Menschen in spielerischen und nicht zweckrationalen Handlungen weiterentwickeln und verwirklichen – was dann auch eine nicht-repressive Sexualität beinhalten würde.<sup>11</sup>

**Zwischen Schulmädchenreport und BRAVO.** Gerade in den 1970er Jahren wird es immer weniger plausibel, das Verhältnis von Sexualität und Kapitalismus nur als Unterdrückung zu sehen.

Als Beate Uhse 1962 den ersten Sexshop eröffnet, befürchtet sie noch Übergriffe empörter Bürger/innen. 1965 ist es ein Skandal, daß Reifen mit langen Frauenbeinen beworben werden. 10 Jahre später ist geradezu Norm, was vorher noch verboten war. Mit der »Sexwelle« wird Sexualität zum Thema Nr. 1 in den bürgerlichen Medien. »Bin ich normal, wenn ich mit 16 noch Jungfrau bin?« fragen Teenager 1972 in der BRAVO, während Konsumsphäre und Freizeit geradezu mit sexualisierten Darstellungen von jungen Frauen zugepflastert werden.

Der Sexualität scheint nicht mehr der gefährliche Charakter anzuhängen, der ihr einstmals angehörte. Dafür wird der Sex verwarenförmigt – er wird genutzt, um Waren zu verkaufen und er wird selbst als Ware gehandelt.

Vielen Apologeten/-innen der Sexuellen Revolution galt diese Entwicklung als Befreiung. Die Kritische Theorie sieht die Entwicklung als »repressive Entsublimierung«. Entsublimierung bedeutet, daß es mit der sexuellen Befreiung nicht mehr so stark nötig ist, sexuelle Bedürfnisse zu sublimieren – sie auf andere, kulturschaffende Ziele umzulenken. Das könnte eine Befreiung bedeuten, nur leider manifestiert sich die neue sexuelle Freiheit wieder in repressiven Formen. Sie wird genutzt, um Dinge zu verkaufen und die Leute zufrieden zu halten.<sup>12</sup>

Neu ist daran, daß auch der nicht auf Fortpflanzung gerichtete Sex produktiv genutzt wird, statt ihn zu unterdrücken. Unsere These wäre dazu, daß es immer beides gibt: Repression und produktive Nutzung

von Sexualität. Zu fragen ist, wie sich das Verhältnis von beiden verändert – und das ist keine theoretische, sondern eine empirische Geschichte, die ein andermal erzählt werden soll.

Den nächsten Teil unserer Auseinandersetzung mit Sexualität und Kapitalismus beginnen wir mit Michel Foucault, der untersucht, wie moderne Regierung »Leben macht«, um es produktiv zu nutzen.

Verfasser/innen:

Queer-feministische Gruppe wi(e)derdienatur

- 1 Das gilt zumindest für den deutschsprachigen Raum. Über solche Kämpfe und Theorien in den USA oder anderswo müßte man mal recherchieren.
- 2 Man kann hier kritisch einwenden, daß schon die Vorstellung, daß man ein eigenes Zimmer und Verhütungsmittel für Sexualität benötigt, eine spezifisch moderne Sache ist, die im bäuerlichen Mittelalter kaum jemand geteilt hätte.
- 3 Im Internet kann man diese Kästen für 1300 Euro erwerben.
- 4 Wir machen hier einen Sprung von den 1930ern in die 1960er, was auch daran liegt, daß unser Wissen über sexualitätspolitische Diskurse und Theorien lückenhaft ist. Über die Verknüpfung von Sexualität und Politik im NS könnte man schon einiges sagen, das soll hier aber nicht Thema sein.
- 5 Bei dem fragen wir uns: Ist die Psychoanalyse eher ein ideologischer Apparat, der genitale Sexualität als Norm fest schreibt, oder Vehikel der Befreiung, indem sie psychische Prozesse erklärbar macht?
- 6 Kann man überhaupt von etwas in den Menschen ausgehen, das nicht bereits gesellschaftlich ist? Landet man dabei automatisch bei Biologie und Anthropologie (»Der Mensch überhaupt ist ...«)? Oder kann das nichtgesellschaftlich auch etwas Individuelles – das Nichtidentische? – sein?
- 7 Adorno/Horkheimer in der »Dialektik der Aufklärung«
- 8 Das bezieht sich in der Tat auch auf Sexualität, insofern ist Sexualität etwas, das die Kritische Theorie auch schon in der Antike findet. Das bedeutet aber nicht, daß sie eine historisch gleichbleibende Form und Funktion von Sex unterstellen – sie gehen schon von historisch unterschiedlichen Formen aus.
- 9 Was es mit den »Trieben« auf sich hat, ist umstritten. Wenn die Kritische Theorie von vornherein von einer Beherrschung der Natur ausgeht (also einer Vermischung von Hardware und Gesellschaft), wie kann man dann überhaupt die eine Seite – das Natürliche – bestimmen? Mit anderen Worten: Welchen Sinn hat »Trieb« und »Natur«, wenn sie nur als der Antagonismus von »Vernunft« und »Kultur« gedacht werden können?
- 10 Das ist dann das, was bei Foucault »Sexualität« heißt.
- 11 Für Marcuse ist die Produktivkraft an sich neutral. Gegen diesen Fortschrittsoptimismus kann man kritisch einwenden, daß die Form der Produktivkräfte selbst repressive Strukturen (Expert/innentum, Trennung von Hand- und Kopfarbeit, Pünktlichkeit, »sich dem Takt der Maschine unterwerfen«) bedingt und daher nicht so einfach für eine nichtrepressive Gesellschaft genutzt werden kann. Auch, daß Effektivität häßlich macht – also die hochproduktive Herstellung dem Produkt ihren Stempel aufdrückt, wie man an jeder Gewächshaustomate merkt – ist für ihn kein Thema. Er sieht nicht die Notwendigkeit einer Transformationsstrategie, um zu entscheiden, was wir nach der Revolution mit Autobahnen, Kohle- und Atomkraftwerken und Fließbändern machen.
- 12 Daß die damalige Sexuelle Revolution völlig patriarchal verlief und vor allem Frauen einem Normdruck der sexuellen Verfügbarkeit ausgesetzt hat, ist den Herren von der Außerparlamentarischen Opposition im Übrigen ebensowenig aufgefallen wie den Professoren der Kritischen Theorie.





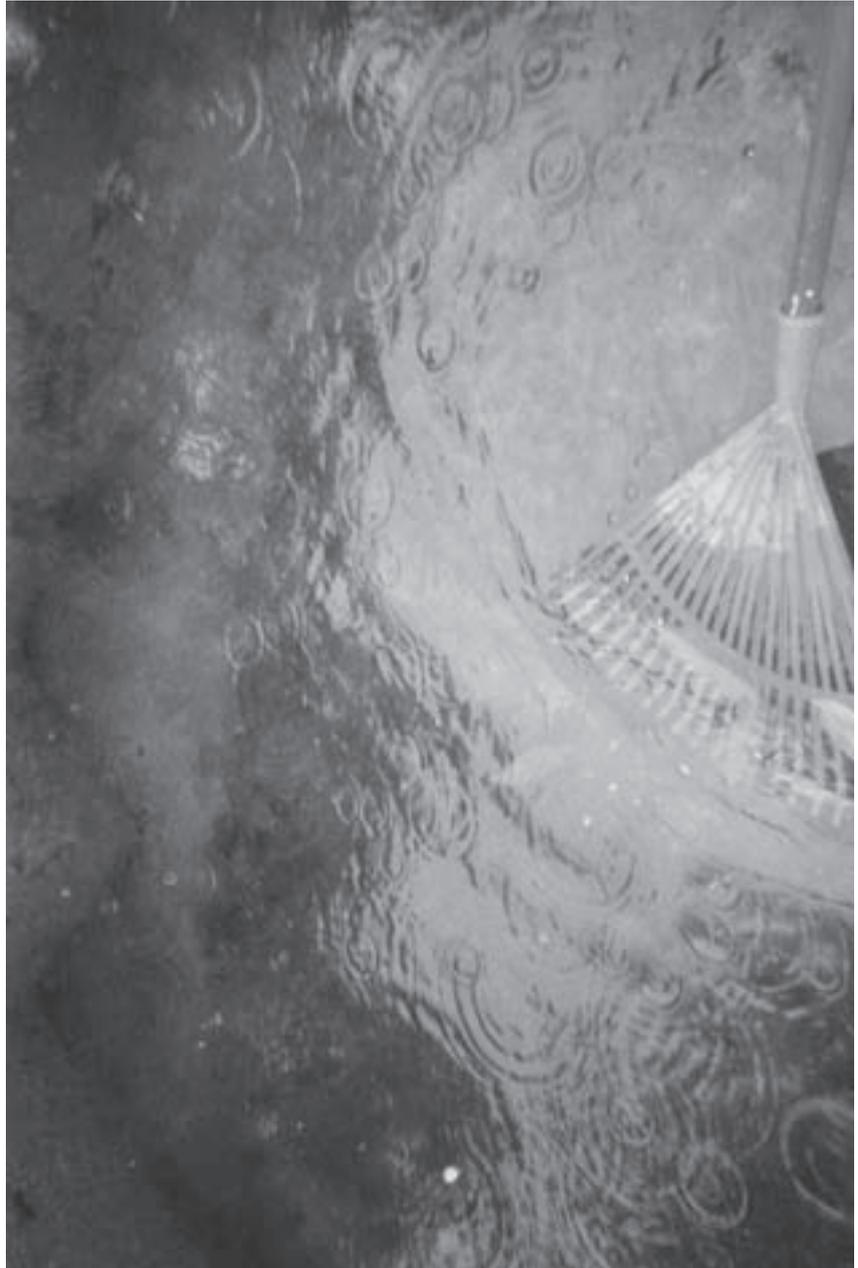
Von der Einrichtung her sieht es eher wie ein Wohnzimmer aus, als eine Klasse. Außerdem ist es dort viel zu eng, im Gegensatz zu den Klassen in Deutschland. Ich bin der Meinung, daß Eduardo lieber nicht das Geld für seine Gitarre, sondern für eine bessere Schuleinrichtung ausgeben soll.

Foto: Eduardo, 16 Jahre; Text: Martin, 11 Jahre



Ein Mann mit einem Gehstock und es regnet, das sieht man an der Pfütze. Ein Finger vor der Kamera und es qualmt im Hintergrund bei den Häusern. Das heißt, es wird Müll verbrannt. Es ist kalt, bestimmt, weil er eine Jacke an hat. Der Mann läuft und hinter dem Zaun ist Kohl. Das ist Pedros Garten im Hintergrund. Pedro geht in den Wald und holt Holz für seine Familie. Es ist kalt.

Foto: Nohemi, 12 Jahre; Text: Richard, 12 Jahre .....



Den ganzen Tag hier im Wasser. Dann kommt plötzlich dieser Rechen näher und näher. Er fischt mich raus und wirft mich auf den Boden. Und dann weiß man eigentlich erst wieder, wie schön es im Wasser war.

Foto: Elizabeth, 13 Jahre; Text: Elise, 11 Jahre



Perry ist jetzt schon seit zwei Wochen hinter diesen häßlich gelben Mauern gefangen. Er wurde erwischt, als er in das Haus des reichsten Mannes der Stadt, Pablo de Capri, eingebrochen ist. Er plant jetzt schon, seit er hier drin ist, seinen Ausbruch und hat jetzt endlich einen Weg gefunden. Jeden Freitagabend kommt der Cola-Wagen und bringt Cola für alle: Und ich werde hinten reinspringen und so raus aus diesem Gefängnis fahren, denn zu einer bestimmten Zeit ist der Wagen unbewacht. Und morgen ist es so weit: morgen ist Freitag. Und ich werde endlich wieder frei sein!

Foto: Frank, 14 Jahre; Text: Layos, 14 Jahre .....

# agro-öko-consulting.

Von Franziska Wilhelm

Ich wache auf und versuche mich daran zu erinnern, wie dieser fremde Mann in mein Zimmer gekommen ist. Der Mann trägt eine braune Anzughose und ein hellblaues Hemd mit hochgeschlagenem Kragen. Er sitzt vor meinem Laptop und starrt auf den Bildschirm. Ich stelle mich hinter ihn und erkenne das YouTube-Logo auf dem Monitor. Der fremde Mann und ich schauen einen Clip, in dem ein anderer Mann mit hochgeschlagenem Hemdkragen ganz langsam vor-macht, wie man sich eine Krawatte bindet. Das Video hat 3.864.750 Clicks.

Der fremde Mann in meinem Zimmer hat seinen Schlips fertig gebunden, der Knoten sieht etwas mickriger aus als im Video, aber es geht noch. Der Mann sagt: »Wenn du dich beeilst, kann ich dich im Auto mitnehmen.«

Eigentlich habe ich keine Lust mich zu beeilen, aber dann bin ich doch gespannt, wohin mich der fremde Mann mitnehmen will und ziehe mich an. Der Mann und ich steigen ins Auto fahren fünfzig Meter, halten an, kaufen teuren Kaffee in Pappbechern, fahren wieder fünfzig Meter und stehen im Stau. »Viel-leicht solltest du im Büro anrufen und sagen, daß es etwas später wird«, sagt der Mann zu mir und trinkt einen Schluck Kaffee. Ich greife in meine Handtasche und finde ein Handy in dem tatsächlich die Nummer »Ich Büro« eingespeichert ist.

»Ich bin's«, sage ich zu einer Frau am Telefon, die sich erst mit ihrem eigenen und dann mit einem Fir-mennamen meldet. Ich überlege, da – Agro-Öko-Con-sulting ein ziemlich bekloppter Name für ein Unter-nehmen ist. Die Frau am anderen Ende des Telefon sagt: »Du steckst also wieder mal im Stau.«

Zwanzig Minuten später stehe ich vor einem Bü-rohaus, fahre in die vierte Etage und suche an den Türschildern im Gang nach meinem Namen. Ich set-ze mich in mein Büro, schalte den Computer ein und

überlege, was eine Firma, die Agro-Öko-Consulting heißt, so machen könnte. Plötzlich kommt ein Mann herein, der seinem ausgeleierte Pullover nach, un-möglich mein Chef sein kann und setzt sich an den Schreibtisch gegenüber. Er löst einen beeindruckend voluminösen Teebeutel aus einer Haltevorrichtung auf seiner Tasse. »Na«, sagt er. »Na«, sagte ich.

Dann fummelt er an seinem Tischkalender herum. »S'is unglaublich«, sagt er. »Was?« frage ich so neutral wie möglich. »Wie die Zeit vergeht«, sagt der Mann mir gegenüber. »Manchmal hat man das Gefühl, es blitzt zweimal und dann ist schon wieder Dienstag.« Ich nicke, weil ich denke, daß es das Beste ist. »Schau mal«, sagt der Mann und schiebt mir eine Zeitung rüber, die wie eine Geo aussieht, aber keine Geo ist.

Ich lese: »Das Gehirn einer Schnecke verarbeitet in einer Sekunde gerade mal vier Bilder – alle 200 Millise-kunden eines. Das ermöglicht Schnecken, das Wachs-tum von Pflanzen als Bewegung wahrzunehmen.«

»Irre, was?« sagt der Mann mit dem voluminösen Teebeutel.

»Stell dir vor, du als Schnecke. Du kriechst so ahnungslos vor dich hin und da schießt so – Wusch! – aus dem Nichts heraus das Gras neben dir in die Höhe. Wusch! Ein anderes Büschel. Wusch! Noch eins. Ningen-lingeling! – ein kleiner Rankenfarn.« Er lacht.

Ich frage mich erneut und diesmal sehr ernst-haft, was eine Firma, die Agro-Öko-Consulting heißt, eigentlich so macht. Währenddessen läßt der Mann am Schreibtisch gegenüber Kornblumen, Kamille und Klatschmohn sprießen. Weil er dabei so einen Lärm macht, höre ich mein Handy erst viel zu spät. Ein Mädchen im Teenager-Alter spricht mir auf die Mail-box. Sie fragt, ob sie heute abend bei einer Freundin übernachten darf.

Ich mutmaße, ich habe Kinder. Ich krame mein Portemonnaie aus der Tasche hervor, finde die Lasche,

Die **Jacke** ist ein grundlegendes Teil der Oberbekleidung in vielen Kulturen. Sie bedeckt den Oberkörper und die Arme und ist vorn vom Hals abwärts offen. Diese Öffnung kann offen hängen oder mit diversen Methoden wie Knöpfen, Haken oder Bandschleifen geschlossen werden. Jacken reichen typischerweise nur wenig über das Gesäß hinaus; bei längeren Kleidungs-

in der immer die Paßfotos stecken, und tatsächlich: Es sind zwei. Sie sind ein bißchen verpickelt, aber ganz ansehnlich.

Ich verbringe den ganzen Tag in meinem Büro, indem ich Tee aus riesigen Teebeuteln trinke und mir Spots auf YouTube anschau, in denen ganz, ganz langsam erklärt wird, wie man Hühnersuppe kocht, Streubomben baut, Tintenstrahldrucker repariert und Tampons einführt. Ich denke, es gibt nichts, was es nicht gibt auf der Welt, und dann blitzt es zweimal, und es ist Dienstag.

Ich stehe vor einem Reihenhäuschen und meine Tochter steigt aus dem dunkelblauen Kombi, der in der Einfahrt parkt. Sie hat ihr kleines Akne-Problem überwunden und ist jetzt ungefähr vierzig Jahre alt. Sie sagt: »Jetzt geht's los, Mutter«, und trägt meinen Koffer zum Wagen. Wir fahren zu einem geschmackvoll eingerichteten Altenheim, das sehr schön gelegen ist, genau zwischen Stadtpark und Friedhof. Während meine Tochter meinen Koffer nach oben trägt und die Formalien klärt, laufe ich ein paar Schritte in Richtung Park. Ich setze mich auf eine sehr niedrige Bank. Sie ist so niedrig, daß ich denke: »Mensch, das dauert ja ewig, bis mein Arsch die Planken berührt«, dann sitze ich und um mich herum sprießen Schachtelhalme nach oben. Ich höre genau hin. Es macht gar nicht »Wusch!« denke ich, es ist eher ein »Zsssssip!«.

»Zsssssip! Zsssssip! Zsssssip!« wächst es um mich herum, hinauf in den Himmel. Ich lehne mich auf meiner Bank zurück und denke, daß es so nicht weitergehen kann. Eine Schnecke kommt vorbei, sie wünscht mir eine schöne Restwoche. Ich nicke und beschließe, bei Agro-Öko-Consulting zu kündigen.

.....

stücken ähnlicher Form spricht man eher von einem Mantel. Regional werden Strickjacken auch Westen genannt; normalerweise versteht man unter einer Weste aber eine ärmellose Jacke. Die Unterscheidung zwischen Bluse bzw. Hemd und Jacke beruht vor allem darauf, daß Blusen bzw. Hemden gewöhnlich aus leichterem Stoff sind und direkt auf der Haut (und evtl.

# 44:43.

Von Till Bender

Niederländer hatte der Feier den Rücken gekehrt. Er saß auf den Treppenstufen vor Czernys Haus und überließ es Czernys Familie und den Gästen, sich um Angemessenheit zu bemühen. Er wollte dabei nicht stören. Ihnen war das offenbar wichtig. Aber für Niederländer war das nichts. Niederländer war genervt.

Die Treppe vor dem Haus fand er einen geeigneten Platz, sich in dieser Haltung für eine Weile einzurichten.

Auf der Feier hinter ihm war alles angemessen. Und nichts war richtig. Die Blumen waren ein rechtes Blumenmeer, aber schon ein flüchtiger Blick über Czernys akkurat durchkomponierten Garten hätte jedem eine klare Vorstellung davon gegeben, was Czerny von Blumenmeeren hielt.

Die meisten Anwesenden wirkten nicht wie feierlich gekleidet, sondern wie in schlecht sitzende Kostüme gezwängt.

Und wenn es nach Niederländer gegangen wäre, hätte man auch den Sarg nicht gebraucht. Der Sarg war überhaupt das Schlimmste. Für Niederländer war der Sarg der unmittelbare Ausdruck einer unverfrorenen Leugnung der Sachlage, und so etwas konnte Niederländer überhaupt nicht ausstehen. Es war ein ganz normaler Sarg mit ganz normaler Länge, Breite und Höhe. Aber die sterblichen Überreste seines Freundes und Nachbarn Czerny hatten eben keine ganz normale Länge, Breite und Höhe. Der Sarg war Quatsch.

Vor einer Viertelstunde war Czernys Schwester auf die glorreiche Idee gekommen, es könnte vielleicht jeder kurz der Trauerrunde erzählen, was der Verstorbene ihm ganz persönlich bedeutet habe, anhand einer kleinen Begebenheit – so würde ein ganz besonderer Mensch für die Hinterbliebenen für einen kleinen Moment wieder lebendig.

Niemand traute sich zu passen, und nach nur fünf Beiträgen war das Porträt eines sterbenslangweiligen Standardverschiedenen ohne Gesicht gemalt, der treu-

sorgend, liebevoll, zuverlässig, fleißig und ganz allgemein unersetzlich gewesen war.

Niederländer überlegte noch, ob er warten sollte, bis er an der Reihe wäre, um dann beispielsweise zu erzählen, wie Czerny einmal über den Gartenzaun hinweg zu ihm gesagt habe, daß ihm die Selbstverständlichkeit völlig zuwider sei, mit der ganz nonchalant überall DVDs und CDs gewohnheits- und fast schon standardmäßig kopiert und fröhlich in der Gegend herum verteilt würden, und daß jemand, der einen bestimmten Film zwar haben, aber ihn sich nicht leisten wolle – oder könne –, wenigstens so viel Format haben sollte, ihn anständig im Laden zu klauen, anstatt so zu tun, als wäre der Warenwert eines Films etwas grundsätzlich anderes als der einer Tankfüllung oder eines Vogelhäuschens.

Oder wie er ein anderes Mal gesagt habe, er sei ein politischer Feind des Hobbys. Ein Hobby sei etwas, mit dem sich Menschen beschäftigten, die nichts zu tun hätten, denen aber die Fähigkeit, nichts zu tun, abhanden gekommen sei. Wenn er seinen Garten pflege, Posaune spiele oder sich im Kino einen Film anschau, dann pflege, spiele und schau er nicht, um sich zu beschäftigen, sondern weil er – falls jemand unbedingt einen Grund dafür hören zu müssen glaube – ein Freund der Gartenpflege, des Posaunespielens und guter Filme sei. Und jeder Drang nach einer prinzipiellen qualitativen Unterscheidung zwischen Tätigkeiten, mit denen man Geld verdient, und allen anderen sei ihm nicht nur fremd, sondern außerdem auch höchst verdächtig.

Oder wie Czerny letztes Jahr über seine »Übergangsjacke« gewettert hatte: »Die machen uns systematisch abhängig! Abhängig im Kopf! Du denkst, jetzt hast du wirklich alles, was du brauchst. Auch im Schrank – eine warme Jacke für kalte Tage und keine warme Jacke für warme Tage. Und genau in dem Moment geht irgendwo die Werbung an: ›Gucken Sie

unter einer Jacke) getragen werden, während Jacken tendenziell eher aus schwerem und/oder warmem Stoff und eventuell gefüttert sind. Vor allem aber werden Jacken so getragen, daß sie die Haut nicht direkt berühren (das heißt, es befindet sich ein Untergewand mit ebenso langen Ärmeln darunter), so daß sie nicht oder nur selten gewaschen werden müssen. Tatsäch-

mal in Ihren Schrank. Was sehen Sie da? Richtig – eine Lücke klaffen. Genau da, wo eigentlich Ihre Jacke für zwölf bis vierzehneinhalb Grad hängen sollte ...< Nee wirklich ... – als wäre man irgendein hoch empfindlicher Mechanismus, der sofort kaputt geht, wenn man ihn nicht exakt auf den Punkt klimatisiert lagert.«

Da fiel Niederländer ein, daß Czerny die Jacke von seiner Frau geschenkt bekommen hatte, der Frau, die sich jetzt eine Träne aus dem Augenwinkel tupfte und in all ihrem Unglück getröstet wurde durch die Worte derer, die sich an ihren treusorgenden und liebevollen Mann als einen zuverlässigen, fleißigen und unersetzlichen Freund, Geschäftspartner und Kollegen erinnerten.

Niederländer ließ es bleiben. Er holte sich ein Bier aus der Küche, ging damit nach draußen und setzte sich auf die Treppe.

Er nahm einen kräftigen Schluck und stellte die Flasche wieder zwischen seine Füße.

Alle hatten Czerny gemocht, den stets freundlichen, höflichen und vor allem rücksichtsvollen Czerny, der sich immer freute, wenn ihm ein Kollege als Dankeschön für eine kleine Gefälligkeit einen auf DVD gebrannten aktuellen Kinohit schenkte, der seine Freizeit mit seinen bescheidenen Hobbys ausfüllte und der – wie allgemein halb bewundert, halb beschmunzelt wurde – immer auf alles vorbereitet sein mußte, fast schon zwanghaft irgendwie: Czerny, nach allen Seiten abgesichert, für jede Witterungsvariante die passende Kleidung im Schrank, nichts dem Zufall überlassend, weil jeder Zufall sich jederzeit in einen Unfall verwandeln kann.

Niederländer wußte auch so ein Beispiel: Czernys hatten ihre Enkelin zu Besuch, das war im letzten Sommer. Das Mädchen hatte entdeckt, daß es Spaß macht, auf Bäume zu klettern. Czernys Frau sah sie aus dem Küchenfenster in einer Astgabel sitzen.

Ganz blaß um die Nase stand sie noch in derselben Minute unter dem Baum und bat das Kind, GANZ

VORSICHTIG herunterzukommen, sie brauche dringend Hilfe beim Kuchenbacken.

Kurz darauf kam Czerny aus dem Haus, holte eine Säge aus dem Schuppen und befreite die Bäume im Garten von allen unter zweieinhalb Metern Höhe ansetzenden Ästen. Einen hatte er übersehen. Seine Frau klopfte ans Fenster und machte ihn gestenreich darauf aufmerksam. Czerny brachte das sofort in Ordnung.

Und nun war er tot. Bei seiner freitagabendlichen Trainingsrunde im Wald vom Zug erwischt. Auf dem Bahndamm. Und alle fragten sich, wie das nur hatte passieren können.

Niederländer leerte seine Flasche. Dann gestand er sich ein, daß er mit all seinen Reflexionen über die Trauerfeier allein den Zweck verfolgte, sich von dieser Frage abzulenken, bzw. von dem grotesken Puzzle, das sich hartnäckig in seinem Kopf zusammensetzen wollte ...

Czerny hatte mit dem Lauftraining im Jahr zuvor begonnen, kurz nach dem Besuch seiner Enkelin. Jeden Freitag Abend um 22.45 Uhr trat er im Trainingsanzug vor die Tür, um den Hals eine Stoppuhr gehängt, machte auf der überdachten Terrasse Dehnübungen und ein paar eigenartige explosive Sit-ups und trabte in die Dunkelheit davon. Bei jedem Wetter. Eine Dreiviertelstunde später war er wieder da, und sah dann immer sehr glücklich aus – fast wie euphorisiert. Das kennt man von Joggern.

Ein Unfall aus Unachtsamkeit war ausgeschlossen. Der Lokführer hatte Czerny quer auf den Geleisen auf dem Rücken liegen sehen, nur für den Augenblick, in dem der kurze Scheinwerferstrahl auf ihn fiel – viel zu spät für eine Unheil verhindernde Bremsung. Der Gerichtsmediziner konnte kaum etwas darüber sagen, in welchem Zustand Czerny dort gelegen hatte, aber Czerny hatte höchstwahrscheinlich noch gelebt, als der Zug ihn erreichte, und er konnte nicht ausschließen, daß Czerny auf dem Bahndamm unglücklich ge-

lich sind viele Jacken aufgrund der Konstruktion oder Stoffwahl nicht waschbar. **Jackentypen:** *Anorak* – Ursprünglich eine Jacke der Inuit. Heute versteht man darunter eine gut hüftlange Jacke mit Kapuze, die man als Schutz gegen Wind und Nässe trägt, in gefütterter Ausführung auch gegen Kälte. Die deutsche Bezeichnung Windjacke ist weniger gebräuchlich.

stürzt und mit dem Kopf aufgeschlagen war und dadurch das Bewußtsein verloren hatte. Frau Czerny war sicher, daß es sich genau so abgespielt hatte.

Niederländer hatte drei Tage nach Czernys Tod, das war vorgestern, einen traurigen Spaziergang zu der Stelle gemacht. Von hohen Bäumen überschattet lag sie gut 150 Meter vom nächsten Fußweg durch das Wäldchen entfernt. Eigentlich hatte dort niemand etwas verloren. Er stand eine Weile ganz still, um Abschied von Czerny zu nehmen, als er den Zug herannahen hörte. Jetzt sah er ihn: Weit hinten kam er um eine Biegung. Eine dreiviertel Minute später donnerte er an ihm vorbei, viel schneller, als er erwartet hätte.

Hoffentlich, dachte Niederländer, war er bewußtlos gewesen. Was für ein Alptraum, vielleicht bewegungsunfähig dazuliegen, und dieses Ungeheuer auf dich zu rasen zu wissen – womöglich zu sehen – und zu hoffen, daß du irgendwie doch noch rechtzeitig wekommst.

Vielleicht hatte Niederländer schon hier zum ersten Mal diese verrückte Idee, aber ohne die Stoppuhr hätte er sie niemals weiter verfolgt.

Die Uhr war in ein Gebüsch geschleudert worden und vollkommen heil geblieben. Sie lief noch, als die Polizei sie fand. Frau Czerny hatte sie Niederländer auf seine Bitte hin als Erinnerungsstück geschenkt. Das kleine digitale Wunderwerk hatte noch Dutzende von Zeiten gespeichert, die ersten lagen bei 35:00, alle späteren ganz knapp unter 45:00. Er stutzte, als er

das sah. Er hätte angenommen, Czerny wäre mit der Zeit eher schneller als langsamer geworden. 44:43 war der höchste Wert, den Niederländer fand. Und dann erkannte er es. Das Display zeigte nicht Minuten und Sekunden, sondern Sekunden und Zehntel- und Hundertstelsekunden.

Niederländer hatte Czerny ein paar Mal vom Laufen nach Hause kommen sehen, und er war sich ziemlich sicher, daß Czerny dabei nie, vor seiner Gartenpforte oder so, auf die Uhr gedrückt hatte, um seine Zeit zu stoppen. Also was immer Czerny so sorgfältig und systematisch gemessen hatte – es war nicht seine Laufzeit.

Niederländer hatte keine Lust, weiter darüber nachzudenken, aber dann passierte das, was oft passiert: das Gehirn machte alleine weiter. Es verknüpfte Bilder, Erinnerungen und Vermutungen miteinander zu einer verführerischen Struktur und fragte Niederländer immer wieder, woran er glauben wolle: an einen Mann, der – aus welchen Gründen auch immer – süchtig nach dem Gefühl geworden ist, dem Tod ins hohle Auge zu blicken und ihm im allerletzten Moment ein lange Nase zu drehen, oder an einen, der während eines Sprints über den Bahndamm im Rahmen seines Lauftrainings strauchelte, hinschlug und ohnmächtig mit dem Kopf auf den Geleisen liegen blieb.

Es fing an zu regnen. Niederländer ging wieder hinein und dachte darüber nach, ob hier nicht auch ganz falsche Musik gespielt wurde.

---

*Blazer* – Ursprünglich dunkelblaue Marine- oder Clubjacke mit goldenen Knöpfen. Begriff heute etwas verwässert. *Blouson* – Von Frauen und Männern getragene, blusig-weite Jacke, die bis zur Taille reicht und dort in einem anliegenden Bündchen endet. Spezielle Formen von Blousons sind Fliegerjacken, Bomberjacken und Collegejacken. *Bolero* – Hauptsächlich von Frau-

Bereit  
für die  
Mitte?



# ein stück abchasien.

Eine Geschichte aus Georgien. Von David Turashvili (*Auszug*)  
Übersetzung: Maka Blank

Bist du siebzehn Jahre alt, leidest du unter Schlaflosigkeit, fällt es dir schwer, im Unterricht dem Lehrer zuzuhören oder nach der Schule Hausaufgaben zu machen, ist es dir angenehmer, am Strand zu sitzen, dem Sonnenuntergang zuzuschauen und an den Jungen zu denken, der die Schule neben deiner Schule besucht, dann sollst du wissen – du bist verliebt.

Ich wußte, daß der Junge Adgur hieß. Sein Nachname war Amitschba, er beendete gerade eine abchasische Schule, die neben unserer georgischen Schule stand, und immer, wenn wir, die Mädchen, nach der Schule nach Hause gingen, stand vor der abchasischen Schule Adgur Amitschba mit seinen abchasischen Freunden.

Nicht, daß es mir nur so schien, nein, Adgur Amitschba war wirklich schön und wir Mädchen waren verrückt nach ihm – die Georgierinnen und die Abchasinnen auch. Unsere Schule wurde zwar nur von Georgiern besucht, aber unsere Nachbarn und Freunde waren genauso Abchasen oder in Sochumi wohnende Russen oder auch Armenier, Griechen, Esten.

Ich lernte Adgur Amitschba im letzten Winter kennen, im Winter, der so warm war, daß die ältere Generation der Bewohner von Sochumi sogar im Januar draußen im Freien Backgammon und Schach spielen konnte ... und bis zum Sommer war es so lange hin, wie bis zum Krieg.

Niemand von uns konnte die Nähe des Krieges spüren, fast niemand. Ich zumindest konnte mir in diesem Winter nicht vorstellen, daß dieser schöne abchasische Junge, der oft neben mir an der Küste saß, in wenigen Monaten eine Maschinenpistole in die Hand nehmen und mir auf abchasisch sagen würde: »*ugaiueanis!*«.

In Sochumi, auf dem Hof des Hauses, in dem ich aufgewachsen bin, standen hohe Akazienbäume. Ich wußte von Kindheit an, daß Akazien die längsten Wurzeln aller Bäume auf der Erde haben. Von Kindheit an dachte ich mir, daß auch wir die längsten Wurzeln auf dieser Erde haben, daher wunderte mich am ersten Tag des Krieges die Warnung auf abchasisch von Adgur

Amitschba. Wir redeten bis dahin nur unsere, gemeinsame, sochumische Sprache, obwohl er sehr gut georgisch und ich sehr gut abchasisch verstehen konnte, genau so, wie fast alle Menschen in unserer Stadt, und es war nicht Babel und wir errichteten keinen Turm von Babel, wir mochten es einfach, dem Sonnenuntergang zuzuschauen und saßen jeden Abend an der Küste, die die schönste Küste auf Erden war, und sie gehörte nur uns beiden – mir und Adgur.

Adgur Amitschba gehörte mir, nur mir, und ich spürte es, wie die abchasischen Mädchen mich beneideten, genau so wie die Georgierinnen. In unserer Klasse, in der Schule und auch in der Stadt waren wir mehr Mädchen als Jungen. Aber der Krieg in unserer Stadt fing gar nicht um uns Frauen an und meine megrelische Oma wunderte sich bis zum Anfang des Krieges offen darüber, daß die verliebten Männer die Frauen gar nicht mehr raubten und die verliebten Jungen sich gar nicht mehr um die Mädchen zankten.

»Als ich so alt war wie du, beschützte mich mein Vater mit einer Pistole, weil sehr viele Männer mich heiraten wollten, und um mich gab es so viele Atschibabas, wie ich Haarsträhnen auf dem Kopf habe«, sagte sie zu mir. Meine greise Oma war zwar wunderschön gewesen, aber offensichtlich übertrieb sie. Auf megrelisch bedeutet Atschibaba den Kampf um eine Frau und es ist sogar ein altes Ritualspiel, aber wenn die von der Schönheit meiner wunderbaren Oma begeisterten megrelischen Männer so viele Atschibabas gemacht hätten, wie sie Strähnen hatte, hätten sie einfach keine Zeit mehr gehabt, Pferde zu stehlen.

In diesem letzten, sehr warmen Winter von Sochumi hätte ich mir nicht einmal vorstellen können, daß ich bald wegen des Krieges nach Deutschland, in eine an der See gelegene Stadt, nach Bremerhaven kommen würde. Die Stadt, die Sochumi gar nicht ähnelte, genauso wenig, wie die deutsche Küste der Nordsee nicht der Mündung des Kelasuri bei Sochumi in das Schwarze Meer ähnelte, wo ich bis zum Anfang des Krieges

en getragene Jacke, die höchstens bis zur Taille reicht. Wie die Jacken der Stierkämpfer, an denen er sich orientiert, kann der Bolero oft nicht vorn verschlossen werden. *Caraco* – Eine im 18. Jahrhundert weit verbreitete, eng anliegende Frauenjacke mit angearbeitetem Schößchen. *Chamarra* – Eine gut hüftlange, vorn schließende Lederjacke, die mit geometrischen Mustern

oft mit Adgur saß und er mich immer sehr sachte mit dem linken Arm umarmte und mich schüchtern küßte. Er küßte mich immer auf die rechte Wange und fragte mich, was ich nach dem Abschluß der Schule vor habe. Ich zuckte mit den Schultern, weil ich ein Kind von georgischen Eltern war, und damals entschieden die Eltern über das Schicksal ihrer georgischen Kinder. Die sich immer nach Eigentum sehnenen sowjetischen Eltern betrachteten ihre Kinder als Eigentum – die einzige Habe, über die sie verfügten. Ich hatte keine Idee, wo ich nach dem Abschluß der Schule studieren sollte, aber auch keine Eile, weil die Mädchen nicht zur sowjetischen Armee mußten und im Unterschied zu den Jungen brauchte ich das Studium auch nicht dafür, vom Militärdienst befreit zu werden. Ich brauchte jetzt nur das warme Meer, wie in der letzten Nacht vor Ausbruch des Krieges, als Adgur Amitschba mich das erste Mal auf die Lippen küßte und ins Meer schwamm, ich küßte nicht zurück, sagte auch nichts und wurde wahrscheinlich sogar rot, aber Adgur sah nichts, denn es war dunkel, und mich wunderte auch nicht der sternenvolle Himmel über mir und die Moral in mir, die irgendwohin verschwunden war, auch ich zog mir alles aus, was ich anhatte, und schwamm ins Meer hinaus.

\*

Ich kam nach Deutschland wirklich nur wegen meines Vaters – er hatte nach dem Krieg eine fixe Idee: »Mein Sohn muß in Europa studieren«, sagte er und fing auch an, für mich eine passende Universität zu suchen. Ich selbst dachte nie daran, Tbilissi zu verlassen, wußte ganz genau, daß mein Vater nicht im Internet surfen konnte, und war daher beruhigt. Ich weiß bis heute nicht, wer es war, aber offensichtlich empfahl ihm jemand, daß die beste Wahl für mich Deutschland wäre. Damals konnten auch ausländische Studenten in Deutschland zu einem sym-

bolischen Preis studieren und man wählte für mich erst die Dudweiler-Universität in Saarbrücken. Mein Vater erfuhr aber kurz danach, daß ein Platz in der schon zu sowjetischen Zeiten mit uns befreundeten Stadt Tbilissi hieß und auf diesem Platz die Drogen so günstig verkauft wurden, daß mein Studium dort also bedroht würde. Es war zwar nicht so, daß woanders nur Bücher verkauft wurden, aber schließlich entschieden sie sich für Dresden und erledigten alles ohne mich. Das einzige, was ich machte, war, den Mitarbeiter der deutschen Botschaft, der mir das Visum gab, freundlich anzulächeln.

Mein Vater wußte schon, daß mein Aufenthalt in Deutschland für ihn Zusatzkosten bedeuten würde, aber dieser jemand sagte ihm auch, daß es besser sei, mein Studium zu finanzieren, als das Geld dafür auszugeben, seinen Sohn von der Miliz freizukaufen. Ein reicher, weil korrupter Vater ist doch auch ein Vater, daher bedankte ich mich sehr gern bei ihm. Obgleich die ersten sechs Monate in Dresden mir sehr schwer fielen – nachts träumte ich vom Flair meiner Straße in Tbilissi, und etwas anderes machte ich nicht. Ich wußte nicht einmal, was ich in der merkwürdigen Stadt Dresden hätte machen können; die Stadt, die wunderschön gewesen sein mußte, bis die Engländer sie im zweiten Weltkrieg zerstörten. Wie oft hätte ich ein Museum besuchen sollen, wie gut hätte jetzt Dynamo Dresden spielen müssen, die bis zur Wende in der DDR-Oberliga spielten, damit ich regelmäßig das Stadion besucht hätte, um die Mannschaft zu sehen? Ins Stadion ging ich sonntags nur, weil es da Gras zu kaufen gab.

Ich denke, in Dresden lebten damals überhaupt keine Georgier. Aus verständlichen Gründen strebten die Georgier eher nach Westdeutschland als in das ehemals sozialistische Ostdeutschland, weil diese selber auch genügend sowjetische Vergangenheit hatten. Außerdem verlief die Emigration immer, schon vor uralten Zeiten, Richtung Westen. Vielleicht deswegen,

lateinamerikanischer Indios verziert ist. *Frack* – Im späten 18. Jahrhundert aus dem Justaucorps entstandene Herrenjacke, die vorn nur taillenlang ist, hinten aber etwa knielange Schöße hat. *Joppe* (auch Jobs oder Juppe) – eine taillenlose Männerjacke aus dickem Wollstoff; aus Flanell oder Loden als Hausjacke. Sie ist traditioneller Bestandteil der bayerischen Männertracht.

weil die Sonne im Westen untergeht und die Menschen immer der Sonne nachlaufen.

Meiner Meinung nach fing ich nach dem Rauchen des im Stadion gekauften Grases an, die Sonne und die Menschen zu beobachten, aber mir fehlte noch sehr viel bis zum Zustand eines zufriedenen Studenten.

Mein Vater hatte aber immer eine zufriedene Stimme, wenn er mich aus Tbilissi anrief (mindestens einmal in drei Tagen), und er sagte mir, daß in Tbilissi eine Scheißsituation sei, er aber sei sehr glücklich darüber, daß sein Sohn weg von der Stadt ist. Es ließ sich meiner Mutter deutlicher anmerken, daß ich nicht da war – immerhin war sie Mutter und vermißte mich wahrscheinlich. Auch ich vermißte meine Mutter und ich glaube, meinen Vater auch. Korruption ist zwar schlecht, aber ein Vater ist doch ein Vater und besonders dann, wenn du weit von Zuhause weg bist, zum Beispiel in Dresden, und er dir oft Geld schickt. Es macht nichts, daß du vielleicht nie zu so einem Businessmanager wirst, wie er es sich wünscht. Irgendetwas wirst du doch, oder irgendjemand ...

\*

Von Anfang an kam ich nach Bremerhaven, in die an der See gelegene Stadt in Norddeutschland, die dadurch bekannt ist, daß es in der Stadt ein Zentrum für Asylanten gibt. Offiziell nennt es sich Emigrationsamt und es gibt auch in anderen Städten davon Zweigstellen, aber ich hatte einfach keine andere Wahl.

Ich hatte nur ein befremdliches Gefühl, als ob man mich in die Kindheit zurückbrachte, dorthin, wo ich nach dem Unterricht oft mit Adgur Amitschba zusammen saß. Obgleich ich kein Kind mehr war und diese Küste nicht der Mündung des Flusses Kelasuri ins Schwarze Meer ähnelte.

Es schien mir, als ob man mich in die Kindheit zurückbrachte, obwohl diese Küste nicht der Bucht

meiner Kindheit glich, vor allem, weil der hiesigen See die Sonne fehlte, die hier nur selten, unter lästigen Wolken schien und es mir es immer kalt war.

Es kann sein, daß ich deswegen fror, weil es mir immer nach Weinen zumute war, sogar dann, wenn ich vom Fenster meines warmen Zimmers die auf See schwimmenden Schiffe beobachtete; Samira wunderte sich darüber, daß es mir sogar zu Hause immer kalt war. Samira war auch eine Asylantin, aber aus Bosnien, ein Mädchen mit schönem Lächeln und mit langem Zopf, dem es leichter fiel, die deutsche Sprache schnell zu lernen, weil Samira nicht, wie ich, im Unterricht an Adgur Amitschba dachte, der nicht mehr am Leben war ...

» **Vollständiger Text unter: [www.heft-online.de](http://www.heft-online.de)**

*Sakko* (von engl. sack coat) – eine ursprünglich (19. Jh.) lässige, heute formelle Herrenjacke mit weit nach unten gezogenem Revers. Kombiniert mit einer Hose aus dem gleichen Oberstoff bildet es einen Anzug. [QUELLE: Wikipedia]



# der geburtstag.

Von Andreas Gelbhaar

Daß früher ja nun auch nicht alles schlecht gewesen sei, sagt der Vater, das solle ich nur nicht denken.

Daß ich das nicht denken würde, sage ich.

Denke das nur nicht, wiederholt der Vater noch einmal. Und daß er deswegen noch lange kein Kommunist sei, sagt er noch. Das denkt ihr doch immer! Nur weil man sagt, daß früher eben nicht alles schlecht gewesen sei. Und bei der Stasi sei er schon gar nicht gewesen. Himmel bewahre ...! Ja, in der Kampfgruppe sei er schon gewesen, ja. Aber da waren doch alle drin, da konnte man gar nichts machen. Unsereiner sowieso nicht! Ein viel zu kleines Licht wäre er da gewesen. Aber heutzutage getraue man sich schon gar nicht mehr zu sagen, daß nicht alles schlecht gewesen sei. Da würde man gleich in einen Topf geworfen mit denen, sagt der Vater. Bei dem Wort »denen« nickt der Vater Richtung Fenster, als stünde hinter der Gardine jemand. Auch ich schaue instinktiv in diese Richtung.

Ich will sagen, daß es durchaus Leute gab, die nicht in der Kampfgruppe waren.

Doch ich sage es nicht und spiele unter dem Tisch mit meinen Zehen.

Der Vater streicht derweil das Tischtuch glatt. Immer wieder fährt seine Hand über eine Liegefalte. Doch die Falte widersteht dem Druck. Jedes Mal, wenn die Hand die Stelle wieder verläßt, erscheint sie erneut. Ich lehne mich etwas zufriedener im Stuhl zurück und verschränke meine Arme.

Nun laß doch den Jungen, sagt die Mutter, die gerade ins Zimmer kommt. Ich erschrecke ein wenig, weil sie so leise geht. Schon immer war es mir ein Rätsel, wie man so leise gehen kann, denke ich. Sie hält mir ein Tablett mit gefüllter Schweinelende unter die Nase. Hier, sagt sie, schau mal! Die hab ich nur für dich gekauft. Die magst du doch immer. Und Spargel ist auch dabei. Früher hat man für so etwas stundenlang anstehen müssen,

und Spargel gab es sowieso nicht, sagt die Mutter noch. Aber zum Glück seien diese Zeiten ja vorbei!

Ich schaue auf die Spargelstangen, die wie abgetrennte Finger zwischen der Schweinelende liegen.

Verhungert sei man deswegen auch nicht, sagt der Vater und schenkt sich einen zweiten Schnaps ein. Ich halte wortlos die Hand über mein leeres Glas, die Flasche steht schräg darüber. Wir schauen uns einen Moment zu lange in die Augen. Dann stellt er die Flasche ab, direkt auf die Falte im Tischtuch.

Heute esse man sowieso zu viel Fleisch, sagt der Vater und trinkt den Schnaps in einem Zug leer. Aber das müsse er mir ja nicht sagen, schließlich sei ich ja ein Studierter. Die wüßten sowieso immer alles ganz genau. Doch davon gäbe es heute auch zu viele. Das wäre wie mit dem Fleisch. Er frage sich überhaupt schon lange, wer noch arbeiten solle, sagt der Vater, wenn Hinz und Kunz studieren würden. Wenn es nach ihm gehen würde, wäre es wieder wie früher. Notendurchschnitt und basta, ohne Hintertür! Und vorher drei Jahre zur Armee. Das habe noch keinem geschadet.

Ich muß lachen. Was denn daran so lustig sei, will der Vater wissen. Ich kenne tatsächlich einen Kuntz, sage ich und grinse noch mehr. Der Vater findet das gar nicht witzig und sagt es auch.

Wie denn die Fahrt gewesen sei, fragt die Mutter. Wie immer, sage ich, lang eben und die Züge überfüllt. Aber nun bist du ja da, sagt die Mutter. Ja, sage ich, nun sei ich ja da. Schön, sagt sie und ich nicke ein paar Mal zuviel, als müßte diese Bestätigung noch sein. Die Mutter legt Servietten und Besteck neben die Teller. Nicht daß du denkst, wir würden immer so tafeln, sagt der Vater und richtet sein Besteck noch einmal akkurat zum Teller aus. Eine Ausnahme sei das heute. Er habe ja noch versucht, der Mutter das auszureden. Aber da rede er ja gegen eine Wand. Man

**Jacke**, f., eng anliegendes, kurzes ärmelkleid des oberkörpers, tunica, thorax. **1)** das wort ist romanisch, franz. jaque ein waffenrock (seit dem 14. jahrh. bezeugt), span. jaco, ital. Giaco; geht aber wohl, trotz dagegen erhobenen zweifels, auf das ahd. scecho stragulum zurück, das sich im mhd. shecke, schegge diplois fortsetzt und noch jetzt im Bregenzer

müsse auch die einfachen Dinge zu schätzen wissen, und zu spät sei es obendrein. Wozu gebe es sonst eine Uhr. Auch so eine Unsitte wäre das heutzutage, man esse ja sogar im Gehen.

Ja, pflichtet die Mutter dem Vater bei, das ist wirklich nicht schön. Als sie den Wein in die Gläser gießt, zittert sie ein wenig. Jedes Mal, wenn der Flaschenhals das Glas berührt, klirrt es leise. Ob sie ihn denn vergiften wolle, sagt der Vater, sie wisse doch, daß er von Wein immer Sodbrennen bekomme.

Sie habe gedacht, nur heute, sagt die Mutter. Zur Feier des ...

Sodbrennen bleibe Sodbrennen, das richte sich nicht nach Geburtstagen, sagt der Vater. Unter die Erde bringe sie ihn schon noch früh genug! Er schiebt sein Glas beiseite, dabei schwappt es etwas über. Gierig saugt das Tischtuch die Flüssigkeit auf, als habe es nur darauf gewartet.

Ich esse kein Fleisch mehr, schon drei Jahre, sage ich mehr in den Raum hinein und unterbreche das Spiel mit meinen Zehen. Dann schiebe ich die Schnapsflasche von der Falte im Tischtuch, die sich sofort wieder nach oben wölbt. Der Vater schaut kurz auf.

Das wäre ja noch schöner, sagt die Mutter, ein junger Mann und kein Fleisch essen, und außerdem die lange Fahrt, ich müsse doch Hunger haben. Sie legt mir ein Stück gefüllte Schweinelende auf den Teller und lacht dabei ein bißchen, als wäre es lustig. Ich warte auf den Spruch »damit du groß und stark wirst«. Doch keiner sagt etwas, wir essen schweigend. Ich rühre das Fleisch nicht an. Als ich fertig bin, wische ich mir umständlich mit der Serviette Speichel und kleine Reste zerfaserten Spargels aus den Mundwinkeln. Dann lege ich die benutzte Serviette über das Fleisch. Die Mutter tut so, als hätte sie es nicht gesehen und räumt das Geschirr ab. Draußen wird sie das Fleisch wieder in den

Topf zurückgeben, denke ich. Morgen wird dann der Vater meine Reste essen. Das freut mich still.

Erst wenn man selbst dafür arbeiten müsse, wisse man das alles zu schätzen, sagt der Vater zu seinem Schnapsglas und schüttelt mehrmals energisch den Kopf. Deswegen stünden ja an jeder Ecke heutzutage Altkleidercontainer. Immer weg damit, sagt der Vater und wirft ein imaginäres Kleidungsstück in einen imaginären Container. Wir hatten früher nur eine Jacke für den Winter, das hat auch gereicht. Vielleicht noch eine für den Übergang, ja, vielleicht ... Er habe schon mit dreizehn Jahren anfangen müssen zu arbeiten. Mit dreizehn ...! Zu meinem besseren Verständnis zeichnet der Vater mit seinem Zeigefinger eine große dreizehn in die Luft. Jetzt verkrampfe ich meine Zehen.

Aus der Küche höre ich, wie Wasser in das Spülbecken läuft. Noch einmal schüttelt der energische Vater seinen Kopf. Dann schaltet er den Fernseher ein und setzt sich in den Sessel. Mit dem Bein angelt er einen Hocker heran, um seine Füße darauf zu legen. Die Fernbedienung hält er wie eine Pistole. Ein Tierfilm über Elefanten wird gezeigt. Sie ziehen schwere Baumstämme durch einen Dschungel. Doch der Vater verliert schnell die Lust. Er schaltet den Fernseher wieder aus und geht nach oben. Wenn es nach mir ginge, sagt der Vater noch in der Tür, würden Geburtstage sowie so nicht mehr gefeiert.

Ich stehe auf und halte mich am Tisch fest. Elefanten essen auch kein Fleisch, schreie ich ihm nach, und in die Kampfgruppe wurde man auch nicht gezwungen. Oben fällt hart eine Tür ins Schloß.

Dann gehe ich zur Mutter in die Küche. Sie steht am Fenster und starrt hinaus, als wäre das ein Trost.

walde ein buntes lederkleid der saumknechte bezeichnet. die an die franz. schriftform angelehnte form jacke begegnet zu frühest niederdeutsch und niederrheinisch als wattierter waffenrock: diplois jacke, mit g für j ein gacken; cento ein gacke, tomento refertus, ut ictus patiatur unter den rüstungsstücken; während ein Nürnberger vocabular von 1482 die

# meister.

Von Jürgen Brugger

»In dieser Geschichte wird die Gedankenwelt eines Menschen beleuchtet, dessen einziger Verdienst wahrscheinlich nur darin begründet liegt, keine Verdienste zu haben. Jedenfalls nicht solche, über die es sich lohnen würde, mehr als ein, zwei Nebensätze in der namenlosen Chronik der unbedeutenden Schattenwesen zu verlieren.«

Genau so stellte sich Meister den Titelhelden seines nächsten, gesellschaftskritischen Romans vor, kritzelte erste Stichpunkte noch während des Frühstückes auf eine neben ihm liegende Serviette und ging danach gut gelaunt zur Toilette.

»Magen, Darm und die sonstigen Verdauungsorgane spielen schon eine gewichtige Rolle im Leben jedes Menschen«, kam es Meister unweigerlich in den Sinn, und er versuchte, eine gedankliche Verknüpfung mit jener vorherigen intellektuellen Abstraktionsebene herzustellen, was ihn in diesem Moment und in Anbetracht seiner doch noch recht nebulösen Romanfigur lediglich zu der schlichten Erkenntnis brachte: »Scheiße!«

Meister gehörte zu jener Sorte Schreiberlingen, die, von einer Art Sendungsbewußtsein angetrieben, ihre Tage damit verbrachten, Sätze zu Papier zu bringen, deren Bedeutungsschwere zwar immer wie ein Hammer zu wirken schien, die Quintessenz des gesamten Textes dann aber meistens nicht mehr war, als jener unsichtbare Tropfen im Meer des allgegenwärtig überschäumenden Informationswahnsinns.

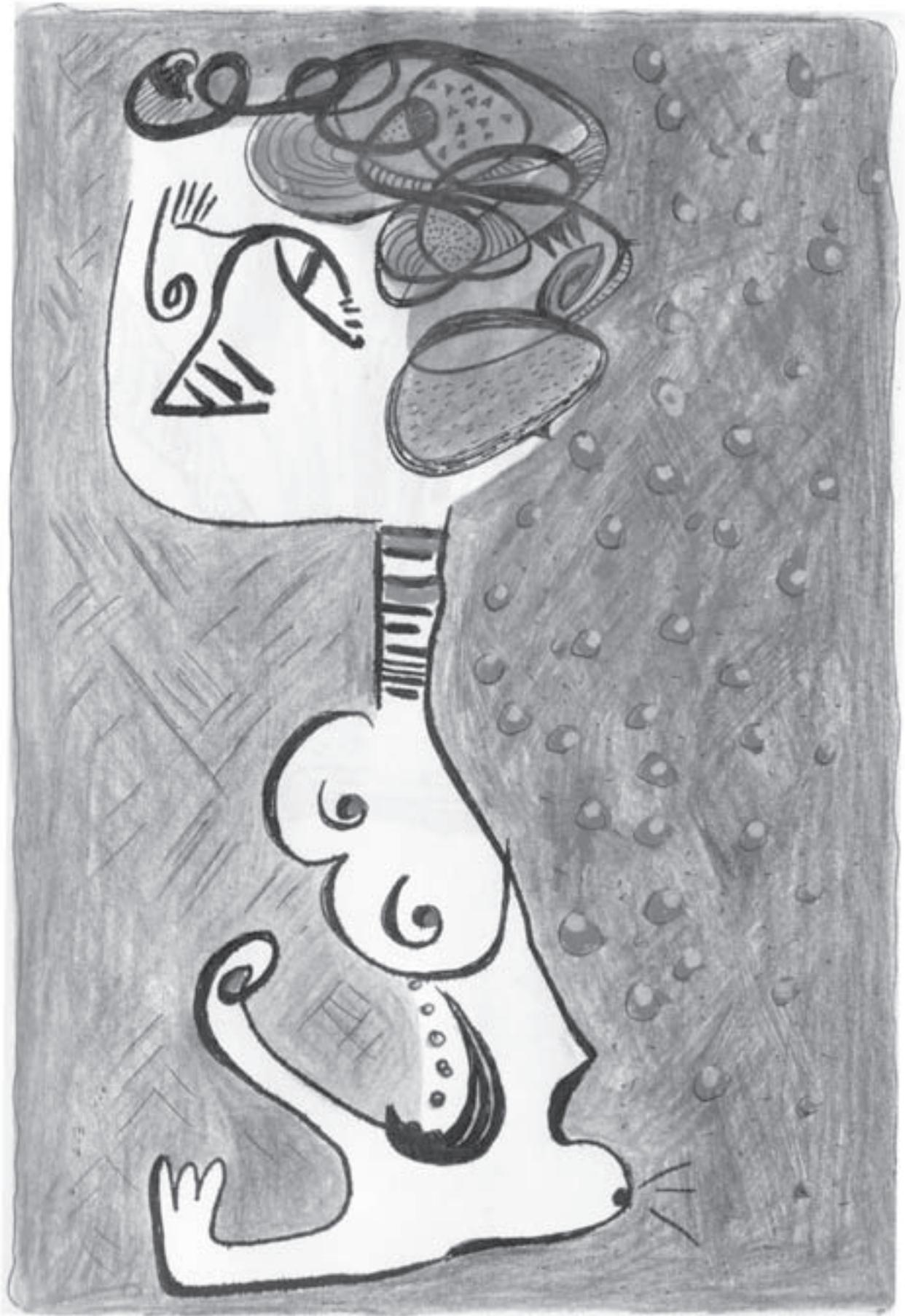
»Die Gedanken sind frei«, flüsterte Meister sich etwas verschämt selbst zu und war insgeheim sogar ein wenig stolz darauf, Denken und Sprache nach jenen subtilen Gepflogenheiten der zivilisierten Welt trennen zu können. Doch war das nicht eigentlich der springende Punkt, das *Enfant terrible* schlechthin? Diese seltsame und sich völlig unbewußt vollziehende

Trennung von plötzlicher Eingebung und der sich daraus ergebender Wortwahl? Warum steht am Ende eines Denkprozesses immer ein Kompromiß aus unausgegrenzten Ursprünglichkeiten und rationalen Erwägungen? »Scheiße« sagt und schreibt man nicht. Man denkt es höchstens, doch dann ist es schon zu spät und der schöne Boden der zeitungsreinen Überlegungen wird von jetzt auf gleich mit einer Schicht geistiger Exkremente überzogen, so daß die ganze schöne Inspiration im wahrsten Sinne des Wortes im Eimer ist.

Nachdem sich Meister die Hose hochgezogen hatte, ging er sinnierend in sein Arbeitszimmer, setzte sich an seinen Laptop und begann, die Konturen eines Romanhelden in die Tastatur zu klopfen, der so genial, so einmalig die Bühne der Weltliteratur betreten sollte, daß er neben Hamlet und Harry Potter auch in hundert Jahren noch zur Pflichtlektüre in den Schulen gehört. Eine umfangreichere Recherche war gar nicht nötig, denn Meister selbst wußte nach seiner phänomenalen Erkenntnis am Morgen nur zu gut, wie man aus der Not eine Tugend machen konnte. Wie ein Bessener arbeitete er in den folgenden Tagen und Wochen daran, spannungsgeladene Handlungsabläufe zu erfinden, imaginäre Erlebniswelten zu schaffen, diese mit metaphysischen Fiktionen anzureichern und seinen Helden mit jenen Charaktereigenschaften auszustatten, mit der sich jeder Leser sofort identifizieren konnte. »Alles in allem eine gelungene, runde Sache«, sagte sich Meister, nachdem er das Manuskript seinem Verlag vorgestellt hatte.

Ein halbes Jahr später hingen in allen Buchläden des Landes großflächige Hochglanzplakate mit dem Aufdruck: »Der neue MEISTER ist da: ›Das Latrinenkind‹ – Ein wortakrobatisches Feuerwerk und ein autobiographische Züge tragender Bestsellerroman über das fiktive Leben eines Arschlochs.«

deutsche und romanische form nebeneinander bringt: diplois jacke, jecke; niederl. jack thorax, diplois, lorica, engl. jack und jacket. ein nachklang dieser bedeutung ist es, wenn jacke später für das kleid des soldaten steht, in gewissen formelhaften wendungen: einen in die soldatenjacke stecken; obgleich unser dienst sehr lässlich ist, und ich in Bologna, wo ich



# ein augenblick mit stalin.

Von Micul Dejun

Auf der Burg in Gori,  
wo Stalin in seiner Jugend saß,  
ist nichts mehr los.  
Die Stadt im Tal.  
Zu erkennen von den Taten  
kaum mehr als ein kleines, nettes Refugium.  
Hier saß er und hier sitze ich.  
Auf nach Tiflis.  
Den heiligen Georg in der Hosentasche,  
ein Kreuz in der Sonne und die Schönheit im Auge.

in garnison stehe, meiner bequemlichkeit vollkommen pflegen kann, so wollte ich doch, dasz ich diese jacke los wäre.  
**2)** die jacke ist auch tracht der bauern und geringer leute, KILIAN führt als niedersächsisch und friesisch an jacke praetexta toga, vestimentum quod tunicae superinducitur; supparus, supparum; endromis, vestis rudis aut villosa; gallica palla; tuni-

# zieh dich warm an ...

Von Kai Czekalla

Es klingelt an der Tür und ich schaue aufgeschreckt auf die Uhr, ach ja, da war doch noch was, du bekommst Besuch, er hatte sich angekündigt, du warst erfreut, jetzt ist er da und du hast keine Lust, das Bier im Kopf, die fortgeschrittene Stunde, wie konntest du dir diesen Termin nur so legen, ... ich haße mich kurz selbst, und dann geht alles ganz schnell, denn schließlich steht man ja zu seinen Entscheidungen, und ich richte mich auf und auf Besuch ein.

Tom steht da, ganz dick eingepackt in Winterjacke, Schal und Mütze, und ich sehe ein ehrliches Lächeln in seinem Gesicht, was mich weiter auftauen läßt.

»Komm rein, mein Freund, willst Du ein Bier?«  
– Kurze Pause, dann fällt es mir betroffen wieder ein, Tom wollte ja aufhören, nein, Tom hat aufgehört.

»... einen Tee? Draußen ist es kalt. Kamille?«

»Ja«, sagt Tom, »Kamille ist ok.« Das finde ich allerdings auch, und schon stehen wir im Flur und kurz darauf in der Küche und Tom bekommt einen frischen Kamillentee und ich mein zweites Bier.

»Na, Tom, erzähl mal, was gibt es Neues, was macht das Landleben?« Tom wohnt in einer Kommune, unweit der Stadt, aber doch weit genug weg, um das abwechslungsreiche und zerstreute Großstadtleben nicht ertragen zu müssen. Deshalb hat er ja auch unter anderem mit dem Biertrinken aufgehört, sozusagen Suchtverlagerung in Richtung Ruhe und Besinnung.

»Oh, das ist schön«, sagt Tom, »und auch wenn im Winter nicht viel zu tun ist, hat man doch Zeit, die nächsten Schritte zu planen, sich Gedanken darüber zu machen, was man im Frühjahr so alles anpacken kann.«

»Als da wären?« frage ich.

»Nun ja, wir haben die alte Scheune, die wird gerade aufgeräumt ...«

»Moment« – ich kenne diese Scheune, und sie ist voll bis obenhin mit haufenweise Zivilisationsschrott, Dachziegeln, einer Sammlung Holz, die aussieht, als hätten Riesen Mikado gespielt, Waschmaschinen,

Fahrrädern, Mopeds usw. »Wer räumt denn diese Scheune auf?«

Tom druckst einen Moment herum und meint dann: »Na, der Ralf, der Neue.« – Ich kenne Ralf, den Neuen, er wurde im November von Kommunarden auf dem freien Feld aufgelesen, obdachlos, hat einen an der Klatsche, hört Stimmen, Verfolgungswahn, sieht aus wie Rübezahl, zwei Meter zwanzig oder so, wenn der Amok läuft, bleibt kein Stein auf dem anderen. »Und den habt ihr da eingespannt?«

»Ja«, sagt Tom. »Als Therapie, sozusagen.«

»Ach so, eine Therapie.« – Mir ist bekannt, daß keiner der dort Wohnhaften auch nur im entferntesten eine Qualifikation in dieser Richtung hat. Ich werde neugierig wie ein Hund, der die Witterung aufgenommen hat. »Und wovon lebt er, ich meine, wenn er von der Straße kommt?« Tom druckst abermals kurz herum.

»Wir haben Harz IV für ihn beantragt, wird aufs Vereinskonto überwiesen.« – Jetzt wird mir klar, was hier therapiert wird ... und Tom setzt noch nach:

»Er hat dafür Kost und Logis frei«, und ich denke mir: Und er räumt eure Scheune auf. Ich verkneife mir, die Augen zu verdrehen, auch wenn sie unweigerlich bei dem soeben Gehörten in die eine Richtung wollen.

»Was soll dann dort entstehen«, frage ich.

»Och, das wissen wir noch nicht, ist ja viel Platz dort, man kann einen Festsaal ausbauen oder Übernachtungsmöglichkeiten schaffen oder eine Galerie einrichten für Ausstellungen – weißt schon ...«

Das wird ein weiter Weg, denke ich so bei mir, und bitte Tom, meinen Gast, aus Gründen der Bequemlichkeit in mein Wohnzimmer.

»Was macht der Job«, frage ich in dem Wissen, daß er keinen hat, nur ein dreizehn Semester langes abgebrochenes Studium, und will eigentlich von ihm wissen, wie er zur Zeit seinen Lebensunterhalt verdient.

»Oh, das Übliche, das Geld vom Amt. Ich sollte jetzt zu einem Vorstellungsgespräch in einer Kartonfabrik, hab ich aber versiebt, logo! Hab mich jetzt

ca; und bei STEINBACH jacke, ein gemeines bauerkleid, als volksmäzig, also schlesisch; so schmutzig, als er da/in seiner jacke steht, mit ungekämmtem haar/und ohne schuh. WIELAND. vgl. bauerjacke. 3) auch männliche, wie weibliche tracht anderer stände, ein theil der hauskleidung (vgl. unter jäcklein einen beleg aus dem 16. jh.): jacke, foeminarum amiculum

aus dem Harz IV heraus selbstständig gemacht. Man bekommt ...« Es folgen Zahlen und Hinweise, Fakten, die für diesen Schritt sprechen. Ich höre heraus, daß man für diese Art des Nichtstuns etwas mehr Geld bekommt, und daß keiner was wissen will, aber es ist eine Chance, und auch wenn das hier ein wenig sarkastisch klingt, ich weiß auch, daß Tom sie nutzen wird, auf seine Weise, so wie es eben geht im Osten, also ist es kein rausgeschmissenes Geld, schließlich spart sich der Staat auf diese Weise – natürlich millionenfach hochgerechnet – einen Bürgerkrieg, eine Revolution oder ähnliches. Wollen wir für alle Beteiligten hoffen, daß dem Vaterländchen das Geld nicht ausgeht.

Mir scheint, es ist ganz schön teuer, sich keine Revolution zu kaufen. Doch vieles ist entstanden, seitdem es die Kommune gibt, die Leute schustern sich ihre Zukunft zusammen und schaffen dabei die Alternative, aber noch hängen sie am Tropf der Gesellschaft, sie sind wie ein Kleinkind, das schwimmen lernt, sobald man es losläßt, geht es unter.

Aber vom Untergang wollen wir nicht reden, Tom und seine Freunde – ich eingeschlossen – reden lieber vom Übergang, das Alte geht, das Neue kommt, bis auch das Neue wieder alt geworden ist – ein ewiger Kreislauf.

Tom erzählt noch, daß er nun zum zweiten Mal Vater wird, er scheint dabei ein lachendes und ein weinendes Auge zu haben, ich freue mich für ihn. Ich frage: »Was macht deine Frau, wollte sie sich nicht auch selbstständig machen?« Wieder eine kurze Pause. »Ja, das hatte sie vor, weiß nun nicht genau, was jetzt wird, wegen des Babys.«

Was für eine verrückte Welt, denke ich so bei mir, jedenfalls in meinem Mikrokosmos, die Wahl zwischen

drei Dingen, dem Harz IV, der Selbstständigkeit und dem 900-Euro-für-50-Wochenstunden-Job. Manchmal hab ich Tagträume, davon, wie alle insgeheim zu Hause sitzen und ihre Waffen polieren.

Aber dann werde ich auch gleich wieder ins Gespräch zurückgeholt, denn Toms Kamillentee ist alle. »Warte, ich mach dir noch einen.«

»Nee, nee«, meint Tom, »muß dann bald los«, und ich schaue auf die Uhr und stelle fest, daß ich auch bald wieder aufstehen muß, um pünktlich sieben Uhr im Kühlhaus zu sein, ich bin übrigens gelernter Grafiker, was hat das mit Kühlhaus zu tun, werden Sie sich jetzt fragen. Genau! Diese Frage stell ich mir auch andauernd. Die Antwort ist: Wer sein Zuhause nicht verlassen will, der muß nehmen, was er bekommt. Früher hat man Kriege geführt, um die Menschen zu vertreiben, der Krieg heute ist ein Krieg der Zahlen, viel bequemer, man dreht einfach den Hahn zu und schon ist der Ofen aus.

Im Flur angekommen stehe ich an der Tür und starre in die Lampe über mir in der Hoffnung, sie möge mich erleuchten, und sage: »Jedenfalls, Tom, mein lieber Freund, du bist pleite, ich bin pleite, die Kommunen sind Pleite und verschuldet, der Staat ebenso, jeder schuldet jedem irgendwie Geld, und keiner hat welches, alle wollen es ... Wenn man nicht selber in dem Quark drinstecken würde, dann wäre die Situation doch schon fast wieder lustig?«

»Ja«, meint Tom, »kann sein, ich mach mich jetzt los.« Und er zieht sich seine Schuhe an und die Winterjacke und den Schal und die Mütze und es erübrigt sich, ihm zu sagen, daß er sich warm anziehen soll, denn das weiß Tom schon längst.

manicatum, ... gefütterte jacke, amiculum pelliceum; eine weisse jacke, so rein als ein advocatengewissen; festlich prangte der greis in gestreifter kalmankener jacke. arbeitskleidung, vgl. matrosenjacke, stalljacke. 4) die bunte jacke, das kleid des harlekins [...]. [QUELLE: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. 1854–1960]

## Das nächste hEFt erscheint am 28. Juni 2010.

- » Offene Redaktion: 28. April, Weinstein Le Bar
- » hEFt-reliest am 25. Juni in Erfurt
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 24. Mai
- » Kontakt: [redaktion@heft-online.de](mailto:redaktion@heft-online.de)
- » Thema: Zeit für Liebestöter

## hEFt sucht

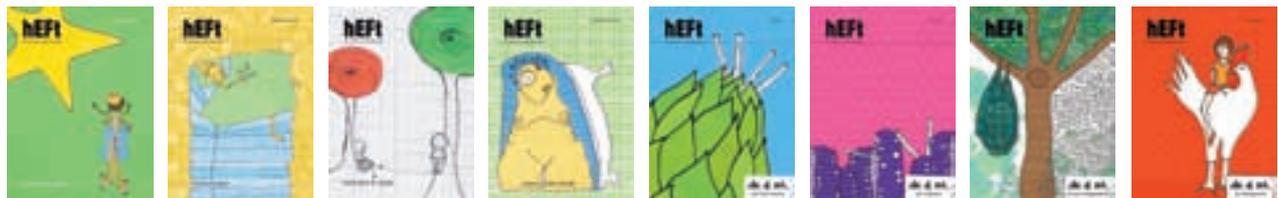
Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Zeit für Liebestöter«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: [redaktion@heft-online.de](mailto:redaktion@heft-online.de) oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

## hEFt zum Mitnehmen

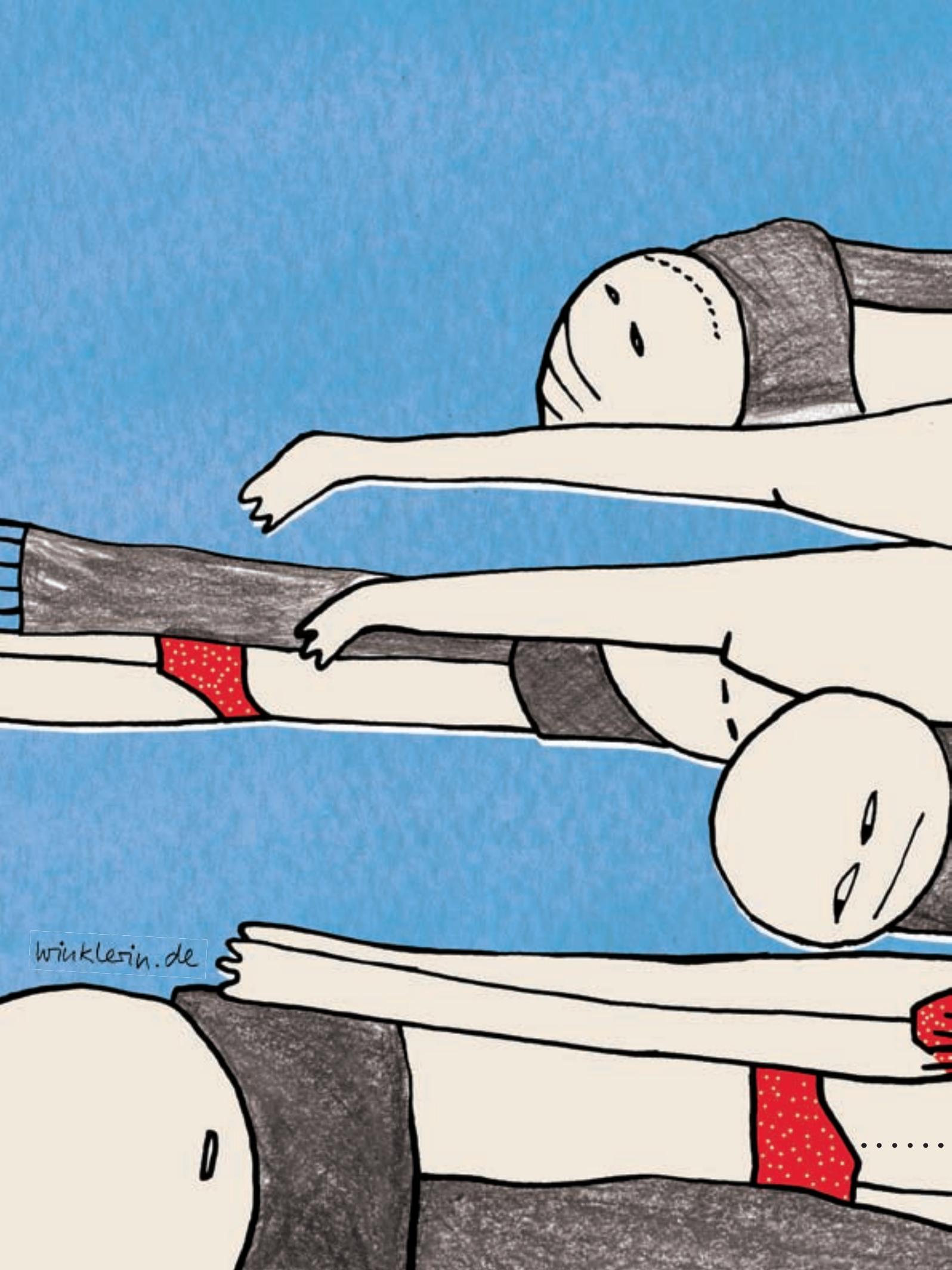
» **Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Esperanto, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tiko, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Kunsthaus, Künstlerhaus geWERK, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang » **Weimar** ACC, mon ami » **Jena** Café Immergün, Café Wagner » **Gotha** Art der Stadt, KommPottPora » **Ilmenau** TU-Campus » **Eisenach** Café Zucker+Zimt » **Suhl** Galerie im CCS

## hEFte zum Herunterladen unter [www.heft-online.de](http://www.heft-online.de)



## » Autor/innenverzeichnis

» JESSY ASMUS, Jg. 1987, Suhl, studiert Visuelle Kommunikation an der Bauhaus-Universität Weimar » ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt » TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen » MAKÁ BLANK, geboren in Georgien, lebt und arbeitet in Erfurt und übersetzt georgische Literatur ins Deutsche » JÜRGEN BRUGGER, Jg. 1957, studierter Pädagoge, lebt in Erfurt » KAI CZEKALLA, Jg. 1976 in Erfurt, freier Kreativer, [www.kaiczekalla.de](http://www.kaiczekalla.de) » MICUL DEJUN, Jg. 1981, wohnt/arbeitet in Dresden und Sibiu » FRANK DIEHN Jg. 1976, quErfurt, fOtodEsiGn & gRafik, [www.frankon.de](http://www.frankon.de) » PAOLO FUSI, 50, Römer » ANDREAS GELBHAAR, Jg. 1960, geb. in Erfurt, zur Zeit Exil-Erfurter, lebend in Nienburg/Weser » HAGEN KLEEMANN, Redakteur bei Radio F.R.E.I. » MAXI KRETZSCHMAR, Kunstvermittlerin Erfurt, Weimar und Leipzig » RENÉ LENZ, Sozialwissenschaftler an der Universität Erfurt sowie bei Arbeit und Leben Thüringen » ROSA LINKE, Jg. 1977, Illustratorin, Weimar, [www.rosalinke.de](http://www.rosalinke.de) » BERND LÖFFLER, Mitarbeiter bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung Thüringen » MARIA LUISA LEYPOLD, Jg. 1995, Schülerin aus Suhl » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt » JANA RABISCH, Jg. 1973, Grafikerin, Illustratorin und Buchkünstlerin, Erfurt, [www.jana-verlag.de](http://www.jana-verlag.de) » JULIA REINARD, Jg. 1980, Leipzig und Erfurt » RALF RUDOLFFY, Weingeist und Küchenschwabe » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, [www.flausen.net](http://www.flausen.net) » MIRJAM SEIFERT, Jg.1975, freie Musikerin mit gärtnerischen Selbstversorgerambitionen, Erfurt » DIRK TESCHNER, Klub 500, Journalist und Ausstellungsmacher, lebt in Berlin und Erfurt, [www.kunsthaus-erfurt.de](http://www.kunsthaus-erfurt.de), [www.klub-500.de](http://www.klub-500.de) » DAVID TURASHVILI, Jg. 1966, georgischer Schriftsteller, er veröffentlichte Erzählungen, Reiseberichte, Drehbücher und Theaterstücke » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » FRANZISKA WILHELM, Jg. 1981, arbeitet und lebt in Leipzig, [www.franziska-wilhelm.de](http://www.franziska-wilhelm.de) » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, Erfurt, [www.winklerin.de](http://www.winklerin.de)



winklerin.de

.....